Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2011)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803534

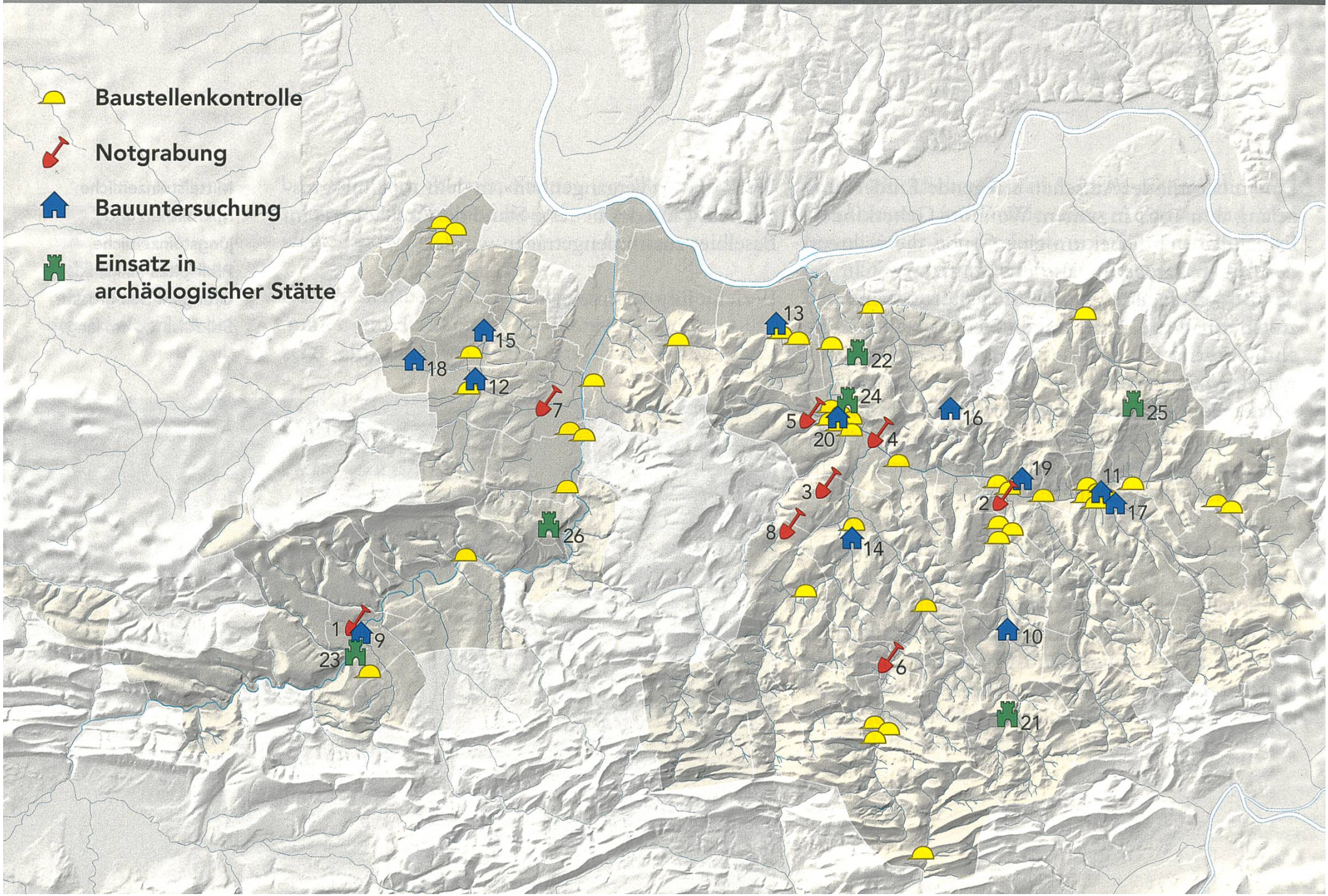
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch


Baustellenkontrolle
Notgrabung
Bauuntersuchung
Einsatz in archäologischer Stätte
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26

Grabungen und Bauuntersuchungen

Im Jahr 2011 blieben die ganz grossen Notgrabungen aus, trotz systematischer Kontrolle aller in Frage kommenden Baustellen. Dies gab uns die Gelegenheit, die «Altlasten» etwas intensiver anzugehen. So wurden zahlreiche in der Hektik des Alltags liegen gebliebene Grabungsdokumentationen archivgerecht aufgearbeitet, bisher unbearbeitete Funde gereinigt und inventarisiert, Pläne umgezeichnet usw. Parallel dazu gab es einige Interventionen im Feld, deren wichtigere im Folgenden vorgestellt werden.

Neben den Grabungen wurden in 14 historischen Gebäuden archäologische Untersuchungen durchgeführt. Im Fokus standen zwei Mühlen, drei spätgotische Steinhäuser, vier Bauernhäuser, zwei Feldscheunen, zwei Festungsobjekte und ein neuzeitliches Wohnhaus. Auch davon präsentieren wir hier eine Auswahl.

«Eine Grabung ist erst beendet, wenn sie publiziert ist». Gemäss diesem vielgehörten Leitsatz ist genau genommen keine Grabung der letzten Jahre abgeschlossen, denn auch eine Meldung im Jahresbericht ersetzt die umfassende Vorlage der ergrabenen Funde und Befunde nicht. Diese ist aber nötig, um neue Erkenntnisse in nachvollziehbarer Weise der Fachwelt und der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren. Ein paar Schritte in diese Richtung liessen sich 2011 erfreulicherweise in die Wege leiten. Mehr dazu findet sich im Kapitel «Auswertung und Vermittlung».

Reto Marti

< Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2011 (vgl. die Liste auf den folgenden Seiten).

Grabungen

1 Laufen, Rennimattstrasse 21 (Urgeschichte)
2 Sissach, Köhlerweg (Urgeschichte)
3 Seltisberg, Im Winkel 2 (Römerzeit)
4 Liestal, Arisdörferstrasse (Römerzeit)
5 Liestal, Goldbrunnenstrasse 13 (Römerzeit, Mittelalter)
6 Niederdorf, Kilchmattstrasse 5 (Mittelalter)
7 Reinach, Therwilerstrasse 4 (Neuzeit)
8 Lupsingen, Alp (Moderne)

Bauuntersuchungen

9 Laufen, Obertor
10 Diegten, Hauptstrasse 84
11 Gelterkinden, Schulstrasse 2
12 Therwil, Teichstrasse, Untere Mühle
13 Pratteln, Hauptstrasse 66
14 Bubendorf, Hauptstrasse 86
15 Oberwil, Bottmingerstrasse 74
16 Hersberg, Olsbergerhof
17 Gelterkinden, Tecknauerstrasse 17
18 Biel-Benken, Strehlgasse 2
19 Sissach, Feldscheune Kienberg
20 Liestal, Brunnwegli

Einsätze in archäologischen Stätten

21 Eptingen, Riedfluh
22 Füllinsdorf, Altenberg
23 Laufen, Ziegelscheune
24 Liestal, Burghalden
25 Ormalingen, Farnsburg
26 Pfeffingen, Schloss

Baustellenkontrollen

Aesch, Neuhofweg 27
Allschwil, Muesmattweg 3
Allschwil, Spitzwaldstrasse
Allschwil, Binningerstrasse 207
Arlesheim, Weidenhofweg
Arlesheim, Finkelerweg 34
Böckten, Hauptstrasse 5
Bubendorf, Krummackerstrasse
Füllinsdorf, Unterer Rainweg 17
Gelterkinden, Ischlagweg (5 Etappen)
Giebenach, Marksteinweg 11
Hölstein, Ahornweg
Langenbruck, Römerstrasse 3
Lausen, Römerstrasse 15
Liestal, Wiedenhubstrasse 49
Liestal, Frenkendörferstrasse 15b
Liestal, Rheinstrasse
Liestal, Ostenbergstrasse
Liestal, Wasserturmplatz
Liestal, Bücheli
Maisprach, Klostergasse 7
Münchenstein, Dillackerstrasse
Muttenz, Fröscheneckweg
Nenzlingen, Bollegarte
Oberdorf, Wintenbergweg
Oberdorf, Zinsmattweg 23
Oberdorf, Zinsmattweg 14
Oberwil, Langegasse 61
Ormalingen, Baumgartenweg
Pratteln, Lohagstrasse 14
Pratteln, Krummeneichstrasse 3
Reinach, Rainenweg
Rothenfluh, Kirchhofweg (2 Etappen)
Sissach, Schwarzmatt 3
Sissach, Bützenenweg
Therwil, Vorderbergweg 3
Wahlen, Bifangweg
Ziefen, Hüslimattstrasse 1
Zunzgen, Steinenweg (2 Etappen)
Zunzgen, Inselweg

Laufen, Rennimattstrasse: Hinweise auf eine bronzezeitliche Siedlung

Laufen, Rennimattstrasse. Mustafa Uslu birgt Keramikfragmente aus der Baugrubenwand.

An der Rennimattstrasse 21 und 23 in Laufen begann man im Frühling 2011 mit dem Bau von Mehrfamilienhäusern. Nach dem Aushub fiel dem Bauherrn Guido Vogel an einer Stelle der Baugrubenwand eine dunkle, holzkohlehaltige Schicht auf, worauf die Archäologie Baselland informiert wurde.

Die anschliessende Untersuchung des Befundes zeigte, dass es sich bei der holzkohlehaltigen Schicht um eine grössere, muldenartige Eintiefung handelte, die deutlich in den dort anstehenden Birsschotter eingriff. Ein flächiger Abbau war leider nicht mehr möglich. Immerhin gelang es jedoch, einige Keramikfragmente aus der dunklen Schicht in der Baugrubenwand zu bergen.

Die grobe, handgeformte Keramik ist eindeutig prähistorischen Ursprungs. Eine genauere zeitliche Einordnung erlaubten die kleinen, unverzierten Fragmente jedoch nicht. Mehr Klarheit brachte schliesslich die C14-Analyse eines Holzkohlefragments aus der Fundschicht. Das Alter liess sich auf rund 3200 Jahre bestimmen, was einer Datierung in

die mittlere Bronzezeit entspricht. Die muldenförmige Eintiefung dürfte zu einer nahen bronzezeitlichen Siedlung gehört haben, von deren Existenz man erst seit dieser Untersuchung weiss. Im näheren Umkreis sind bisher keine weiteren Fundstellen aus dieser Epoche bekannt.

Für die Entdeckung und Meldung der neuen Fundstelle sei an der Stelle Guido Vogel, Adrian Schmidlin und Jürg Sedlmeier herzlich gedankt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Mai 2011

Die muldenförmige, stark holzkohlehaltige Eintiefung ist hinter dem Schnurgerüst gut zu erkennen.

Sissach, Köhlerweg. Die dunkle, holzkohlehaltige Schicht ist in der Baugrubenwand gut zu erkennen.

Sissach, Köhlerweg: kleiner Einblick in eine urgeschichtliche Landschaft

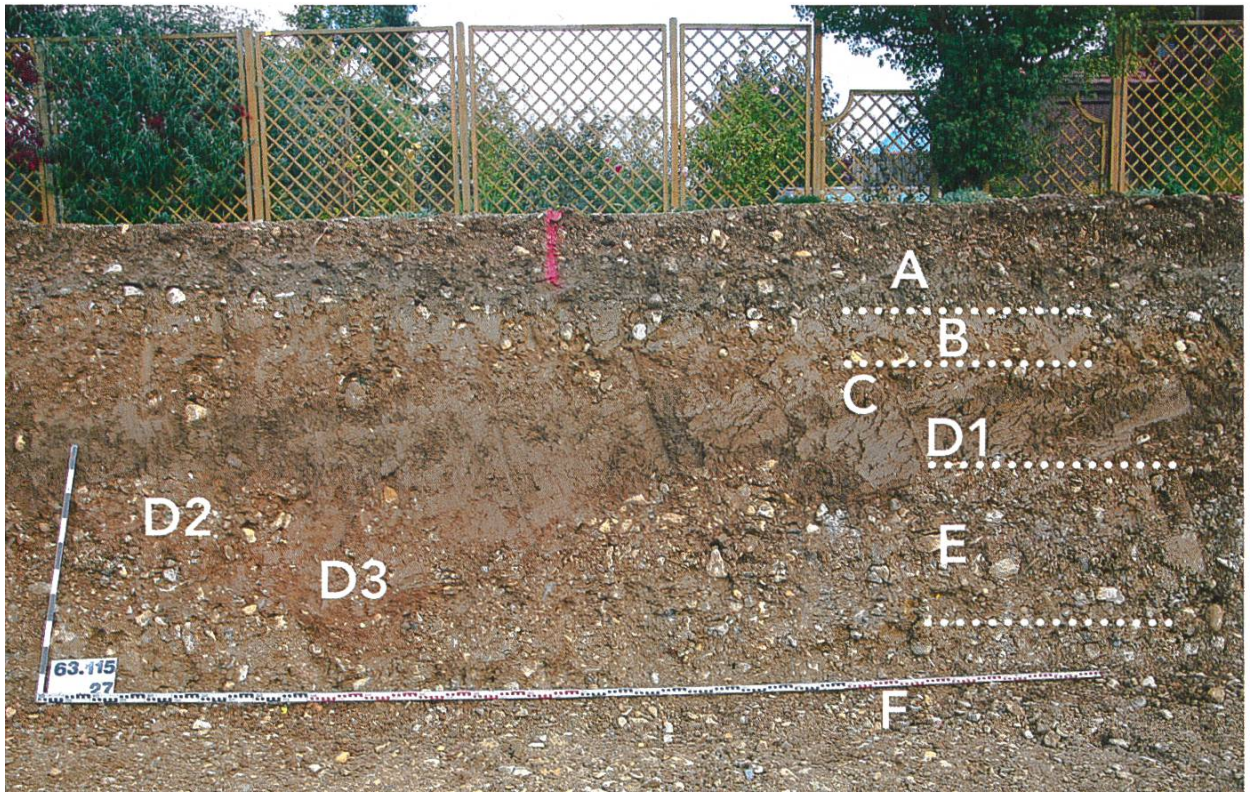
Im Bereich der spätbronzezeitlichen Fundstelle Kulmacker begleitete die Archäologie Baselland den Aushub für ein Mehrfamilienhaus. Die Fundstelle liegt direkt neben dem Schulhaus Tannenbrunn. Beim Aushub legte der Bagger eine dunkle Schicht frei, die sich vor allem in den Baugrubenwänden deutlich abzeichnete.

Die Schicht enthielt regelmässig verteilt Fragmente prähistorischer Gefässkeramik und einen halben Spinnwirtel. Diese Funde deuten auf eine nahe, prähistorische Siedlung hin, von der bereits in den 1930er Jahren Objekte zum Vorschein gekommen waren, die man aber nie genau lokalisieren konnte. Der geringe Fundanfall zeigt, dass auch die aktuelle Untersuchung nicht im Zentrum der Siedlung liegt. Es wurden auch keine klaren Gebäudestrukturen entdeckt. Interessant ist ein geoarchäologisches Gutachten von Philippe Rentzel, das klären sollte, ob die wenigen im anstehenden Schotter sichtbaren Eintiefungen menschlichen Ursprungs sind:

Die Oberfläche des vermutlich eiszeitlich entstandenen Talschotters war ursprünglich unregelmässig: Es gab Senken, Mulden und Kuppen. Im Bild sichtbar ist eine natürlich entstandene Mulde, in der sich – ausgelöst durch nacheiszeitliche Überschwemmungen – ein Auenlehm gebildet hat. Nach dem

So könnte das Diegtertal in urgeschichtlicher Zeit, vor Beginn der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung, ausgesehen haben.

Ende der Überschwemmungen erfolgt im immer noch unebenen Gelände eine erste Bodenbildung. Auf diesem Boden findet eine prähistorische Begehung statt. Einzelne kleine, meist steilwandigere Eintiefungen im Schotter könnten auf eine Siedlungsaktivität hindeuten. Zu einem Zeitpunkt nach der Bronzezeit scheint es zu grösseren Bodenbewegungen gekommen zu sein, bei denen die noch vorhandenen Kuppen erodierten und die Mulden aufgefüllt wurden. Ein solches Ausnivellieren könnte durch Ackerbau verursacht sein. Anschliessend lagerte sich ein dunkles Schwemmmaterial mit prähistorischen Funden ab. Dieses vom westlich gelegenen Hang abgespülte Sediment bildete die deutlich sichtbare Fundschicht. Ein Niveau mit grösseren Steinen zeugt von einem Unterbruch dieser Ablagerung. Erst zu einem späteren Zeitpunkt lagert sich eine weitere Schwemmschicht ab,



Typische Schichtabfolge in der nördlichen Baugrubenwand (nach Philippe Rentzel).

- **A** moderne Auffüllung
- **B** jüngere Schwemmschicht (Kolluvium)
- **C** Niveau mit grösseren Steinen
- **D1** älteres Kolluvium
- **D2** natürlich entstandene Kuppen
- **D3** natürlich entstandene Mulden
- **E** eiszeitlicher Talschotter
- **F** eiszeitlicher Talschotter

die aber keine prähistorischen Funde mehr enthält. Diese Schicht wurde dann in jüngerer Zeit durchpflügt. Das Ganze ist überdeckt von einer modernen Auffüllung, die erst im Zuge der aktuellen Bauarbeiten abgelagert wurde.

Siedlungsspuren finden sich also höchstens in Form von vereinzelten, kleinen Gruben. Die meisten prähistorischen Funde stammen aus einer Erosionsschicht, was auf eine Siedlung im Bereich der westlich der Baugrube liegenden Flur Metzenholden schliessen lässt.

Die grösseren, natürlich entstandenen Mulden hingegen zeigen, dass die Landschaft in prähistorischer Zeit viel stärker modelliert war als heute. Erst der Ackerbau sorgte schliesslich für die ausnivellierten Oberflächen, die wir uns heute gewohnt sind. Eine vergleichbare Beobachtung gelang vor zwei Jahren am Beispiel der Rheinterrasse in der Grabung Pratteln-Kästeli (vgl. Jahresbericht 2009, 34 ff.): Dort wurde das in prähistorischer Zeit ebenfalls stark reliefierte Gelände bei der Anlage eines römischen Gutshofes eingeebnet.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA Universität Basel
November 2011

Einer der wenigen Funde: das stark verwitterte Fragment eines Spinnwirtels. Solche Wirtel dienten als Schwungrad einer Handspindel.

Seltisberg, Im Winkel. Die mächtige Fundamentgrube im Gebäudeinnern des kleinen Nebengebäudes zeichnet sich nach dem Herausnehmen der Kalkbruchsteine deutlich ab.

Seltisberg, Im Winkel 2: dem Herrenhaus des römischen Gutshofs auf der Spur?

Im Sommer löste der Bau eines Wohnhauses eine rund 300 Quadratmeter grosse Notgrabung aus, die vor dem eigentlichen Baubeginn durchgeführt werden konnte.

Der römische Gutshof «Im Winkel» ist seit dem 19. Jahrhundert bekannt. In den letzten Jahrzehnten untersuchte die Archäologie Baselland immer wieder kleinere Flächen des Villenareals. Aufgrund von früheren Funden war auch am neuen Ort mit römischen Überresten zu rechnen. Die Dichte der schliesslich ausgegrabenen Siedlungsreste aus dem 1. und 2. Jahrhundert nach Christus überraschte aber trotzdem. Die Grabung fügt dem immer noch undeutlichen Gesamtbild der römischen Anlage in Seltisberg ein weiteres, wichtiges Mosaikstück hinzu.

Im Laufe der Ausgrabung wurden die Fundamente zweier römischer Gebäude erfasst. Das kleinere – aufgrund seiner Masse sicherlich ein Nebengebäude – lag im Südteil des Grabungsfeldes. In seinem Innern war ursprünglich ein massives, annähernd quadratisches Fundament im Boden eingelassen. Weder benachbarte Befunde noch Fundobjekte aus der näheren Umgebung gaben einen Hinweis, was auf diesem mächtigen Unterbau stand. Gut vorstellbar ist, dass auf diesem Fundament eine Obst- oder Weinpresse stand. Solche Befunde sind vor allem aus dem deutschen Moselgebiet gut bekannt. Römischer Weinbau ist in Seltisberg nicht auszuschliessen,

Nach dem Entfernen des Humus sind die ersten römischen Befunde bereits zu erkennen. Im Hintergrund der prächtige Blick in den Jura.

Das massive Fundament des Wohnbaus mit dem rechts anschliessenden Kellerboden aus natürlich anstehenden Kalksteinen.

denn auch in jüngerer Zeit ist er an diesem Ort belegt.

Das grössere Gebäude lag im Norden der Grabung. Von ihm wurden lediglich das massive Fundament der Südmauer sowie die Südostecke des Gebäudes ausgegraben. Aufgrund der imposanten Masse des Fundaments dürfte es sich bei diesem Gebäude um einen mehrstöckigen, wohl ziegelgedeckten Wohnbau gehandelt haben. Nördlich des Fundaments schloss ein Keller an. Die im anstehenden Untergrund vorhandenen, plattigen Kalksteine wurden dabei geschickt als natürlicher Kellerboden verwendet. Der gesamte Keller wurde nach der Aufgabe des Gebäudes mit Bauschutt gefüllt. In diesem Schutt fanden sich – nebst unzähligen Dachziegeln – auch Fragmente von bemaltem Wandverputz, was auf einen gehobenen Wohnstandard schliessen lässt. Gut möglich also, dass wir hier einen Teil des Herrenhauses angegraben haben.

Die Ostflucht der beiden Gebäude wurde durch eine wenig tief fundamentierte Mauer verbunden. Leider war die Grabungsfläche zu klein, um eindeutig nachweisen zu können, dass es sich dabei um die Umfassungsmauer des Gutshofes handelte. Von vergleichbaren Anlagen ist jedoch bekannt, dass Wohn- und Nebengebäude häufig entlang der Umfassungsmauer erstellt wurden.

Übersicht über die Befunde der Ausgrabung «Im Winkel».

- Grabungsgrenze 2011
- Mauern erhalten
- Mauern ergänzt
- Mauer fraglich
- Grube/Graben erhalten
- Grube/Graben ergänzt
- Grube/Graben fraglich
- Planie
- Planie ergänzt
- Störungen

Die Silbermünze (Denar) des Vitellius, geprägt 69 n. Chr., wurde im Bereich des Wohnbaus gefunden.

Ein weiteres römerzeitliches Fundament verlief vom Nordwestende des Nebengebäudes bis zur Südmauer des Hauptgebäudes. Dieses geringe Fundament könnte zu einer Gartenmauer gehört haben, die den offenen Bereich zwischen den beiden Gebäuden abtrennte.

Aus der Römerzeit haben sich ausserdem im Westen des Grabungsareals zwei grössere Gruben erhalten. Ihre Verfüllung enthielt einen hohen Schlackeanteil, was auf Eisenverarbeitung in der Umgebung schliessen lässt. Interessant ist ein relativ breiter, annähernd Nord-Süd verlaufender Graben: Er ist älter als der grosse Wohnbau und könnte zu einer Parzellierung des Geländes gehören, die zu Beginn der römischen Besiedlung angelegt wurde. Ähnlich früh angelegte römerzeitliche Gräben sind auch von anderen Gutshofarealen bekannt, etwa aus Pratteln-Kästeli (siehe S. 164 ff.) oder Muttenz-Brühl (Jahresbericht 2010, 30 ff.).

Zu welchem Zeitpunkt die Römer die Siedlung in Seltisberg aufgaben, ist noch unklar. Funde aus dem 3. Jahrhundert nach Christus fehlen in der neuen Grabung. Ganz in der Nähe fand Kurt Rudin 1992 eine kleine Bronzemünze aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Solche Funde sind auf dem offenen Land selten und in der Regel ein Hinweis,

dass die betreffende Siedlung die einschneidenden Krisen des 3. und 4. Jahrhunderts überwunden hatte. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die kleine Wandscherbe eines Knickwandtopfes mit Stempeldekor. Sie gehört ins spätere 6. Jahrhundert und lässt vermuten, dass das Gutshofareal auch im Frühmittelalter noch in irgendeiner Weise genutzt wurde. Aus dem 16. und 18. Jahrhundert gibt es zudem Meldungen von frühmittelalterlichen Mauergräbern auf dem «Galmshügel» rund 300 Meter östlich der neuen Fundstelle.

Mittelalterliche Spuren fehlen bisher. Erst in der Neuzeit lässt sich wieder eine Bautätigkeit auf der Parzelle feststellen. Im Nordosten der Grabung wurde die Ecke eines gemauerten Kellers freigelegt, dessen Mauern bereits die gleiche Orientierung wie die aktuelle Bebauung aufweisen. Direkt daneben zeigen Pfostengruben einen Holzbau – möglicherweise einen Schuppen – an, ebenfalls mit derselben Ausrichtung wie der Keller. Beide dürften im 19. Jahrhundert noch genutzt worden sein.

Bericht: Jan von Wartburg, Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juni bis Juli 2011

Führung für den Verein «Tatort Vergangenheit»: Kurt Rudin (Mitte) bringt sein reiches Wissen über die Ortsgeschichte ein.

Liestal, Arisdörferstrasse: römische Wasserleitung in schwierigem Baugrund

Die geplante Erweiterung des Alters- und Pflegeheims Brunnmatt löste eine Ausgrabung aus, die im Winter 2010/11 vor Beginn der Bauarbeiten durchgeführt wurde. Dank einer Grabung von 1999 direkt westlich der zu untersuchenden Parzelle war bereits bekannt, dass die römische Wasserleitung in diesem Abschnitt noch erhalten war.

Liestal, Arisdörferstrasse. Im Vordergrund ist gut zu erkennen, wie die talseitige Mauer abrutschte und dabei in mehrere Teile zerbrach.

Insgesamt wurden rund 23 Meter der Wasserleitung freigelegt und dokumentiert. Das Gewölbe des Bauwerks war nirgends mehr vorhanden. Die Kanalsohle sowie ein Teil der berg- und der talseitigen Mauer waren jedoch noch in gutem Zustand. Beim etappenweisen Freilegen von Westen nach Osten kam es in Mitte der Parzelle zu einer Überraschung: Innerhalb eines Meters verschwand die Wasserleitung komplett. Die letzten erhaltenen Reste waren hangabwärts verschoben. Diese deutete auf einen Erdrutsch hin, der die Wasserleitung mit ins Tal riss.

Der hinzugezogene Geoarchäologe Philippe Rentzel stellte fest, dass sogar zwei zeitlich auseinanderliegende Rutschereignisse stattgefunden hatten, welche die römische Wasserleitung schliesslich komplett zerstörten. Der Opalinuston, der in der Flur Brunnmatt ansteht, gilt als rutschgefährdet und bildet häufig Quellaustritte. Die römischen Ingenieure waren sich des schwierigen Baugrunds durchaus bewusst, wie die massiv verstärkte bergseitige Fundamentierung der Wasserleitung zeigt. Gegen eine Rutschung im Ausmass, wie es auf der Ausgrabung angetroffen wurde, konnte jedoch auch die beste

Grundlage nichts ausrichten. Die in Bewegung geratene Hangpartie war so breit, dass die Leitung bis zum östlichen Parzellenende auf einer Länge von 12 Metern nicht mehr zum Vorschein kam.

Da keine Spuren von Reparaturen oder gar eines Neubaus der Wasserleitung entdeckt wurden, dürften die Erdrutsche in spät- oder nachrömischer Zeit stattgefunden haben.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bodenkundliche Analysen: Philippe Rentzel, IPNA Universität Basel
Dezember 2010 bis Januar 2011

Sarah Hänggi gräbt bei winterlichen Verhältnissen, Heizlüfter verhindern das Gefrieren des Bodens. Rechts der Leitungsabbruch.

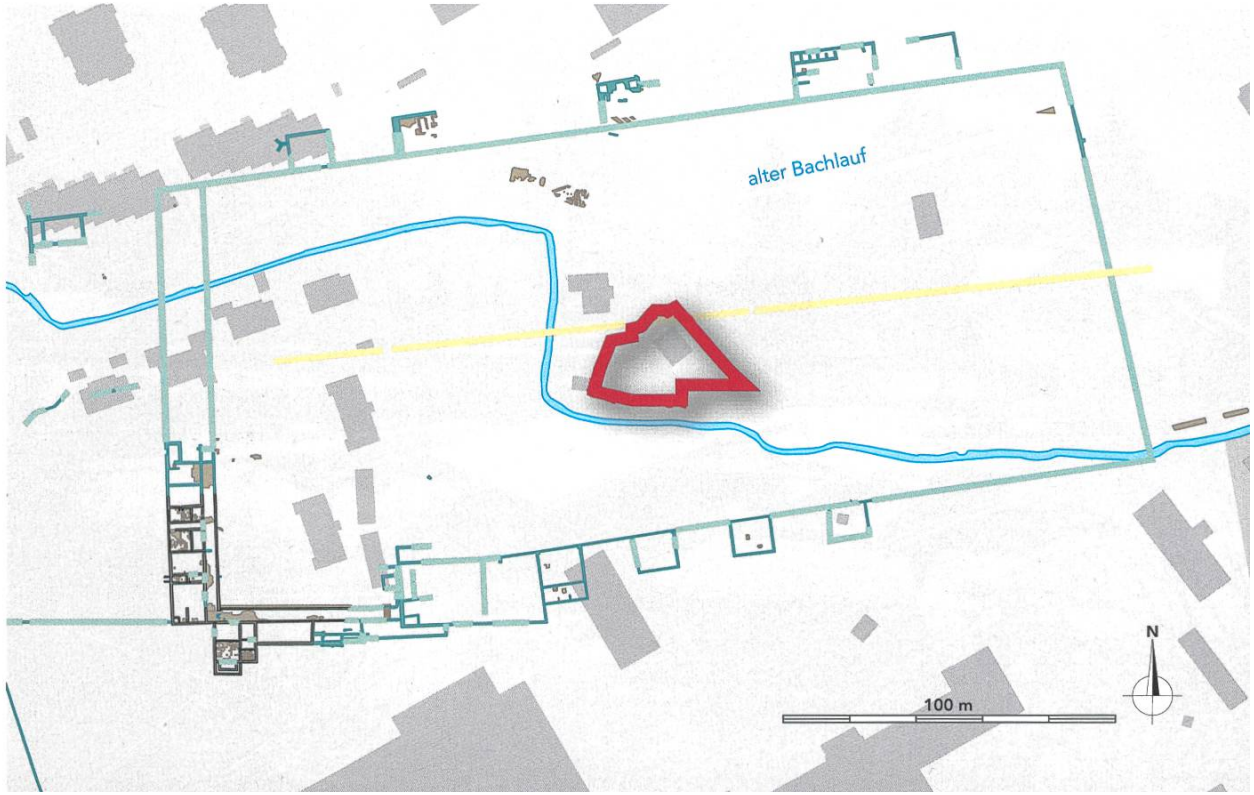
Liestal, Goldbrunnenstrasse. Die Grabung im römischen Villenareal fand zum Teil bei sehr winterlichen Verhältnissen statt. Hier dokumentiert Susanne Afflerbach eine mittelalterliche Grube.

Liestal, Goldbrunnenstrasse 13: Neues aus Munzach

Der bevorstehende Bau eines Mehrfamilienhauses führte im Winter 2011 zu einer vorgezogenen Ausgrabung an der Goldbrunnenstrasse. Da die Parzelle im Areal der römischen Villa Munzach liegt, hatte die Archäologie Baselland bereits im Jahr 2007 vor Ort eine Sondierung vorgenommen (Jahresbericht 2007, 56 ff.).

Die Sondierung sollte abklären, wie viele archäologische Strukturen im Boden noch erhalten geblieben waren. Es fanden sich jedoch nur sehr wenige Spuren aus der Römerzeit, was sicherlich auch mit der Lage der Parzelle mitten im landwirtschaftlichen Bereich (*pars rustica*) der Villa zu tun hatte. Die dort zu vermutenden Gärten und Äcker hinterliessen kaum archäologisch fassbare Spuren. Hingegen stiess man im Laufe der Sondierung auf Reste des mittelalterlichen Dorfes Munzach, das im Anschluss an die römische Besiedlung am gleichen Ort entstand. Dieses Dorf existierte bis ins 13. Jahrhundert und wurde dann zugunsten des aufstrebenden Städtchens Liestal aufgegeben.

Die neue, rund 800 Quadratmeter grosse Ausgrabung bestätigte die Resultate der Sondierung von 2007: Die Zahl der mittelalterlichen Befunde überstieg diejenige der römischen deutlich. Erstmals seit über 40 Jahren konnten somit wieder Siedlungsspuren des Dorfes Munzach dokumentiert werden.



Die Lage der Grabung im Wirtschaftsteil des römischen Gutshofs.

Zuletzt haben archäologische Untersuchungen im Jahr 1967, vor dem geplanten Aushub für den Bau des Schwesternhauses des Kantonsspitals, Reste der mittelalterlichen Bebauung zu Tage gefördert.

Insgesamt konnten die Reste von vier Grubenhäusern aus dem Hochmittelalter freigelegt und dokumentiert werden. Dieser Gebäudetyp bestand aus einer 30–80 Zentimeter tiefen Grube, halbhohen Seitenwänden und einem Dach. In solchen Halbkellern wurde hauptsächlich gewoben, denn in der kühlen, feuchten Luft blieben pflanzliche Textilfasern länger geschmeidig.

Die Funde aus den Verfüllungen der Grubenhäuser gaben indes keinen konkreten Hinweis auf Textilhandwerk. Die Ausgräber fanden aber – nebst Tierknochen – Fragmente von Gefässkeramik, die einen Teil der Grubenhäuser in das 11./12. Jahrhundert datiert.

Von ebenerdigen Holzbauten fanden sich nur noch die Pfostenstellungen in Form von dunklen, runden Verfärbungen im Boden. Da viele dieser Strukturen keine aussagekräftigen Funde enthielten, können sie nicht sicher datiert werden. Dasselbe gilt für zwei kleinere, grabenartige Strukturen im Westteil der Grabung.

Übersicht über das Grabungsgelände. Der Rösernbach fliesst heute im Vordergrund.

Übersicht über die Befunde der Ausgrabung an der Goldbrunnenstrasse. Der mögliche Standort des Wasserrads ist mit «A» gekennzeichnet.

- Grabungsgrenze 2011
- Grube/Graben erhalten
- Grube/Graben ergänzt
- Grube/Graben fraglich
- Strasse/Planie
- Strasse/Planie ergänzt
- Störung

Interessant ist ein tiefer, ursprünglich mit Holz ausgekleideter Graben in der Südwestecke des Areals, der aufgrund von Funden ebenfalls aus dem Mittelalter stammt. Es ist zu vermuten, dass weiter oben Wasser aus dem nahen Rösernbach abgezweigt und durch diesen Graben geleitet wurde. Im Nordteil des Grabens fanden sich links und rechts Standspuren von Pfosten, die ein Wasserrad getragen haben könnten. Es ist deshalb denkbar, dass hier eine einfache Mühle stand. Dazu passt der Fund eines Mühlsteinfragments aus der Grabenverfüllung.

In die Römerzeit gehört eine ausplanierte Fundschicht im Norden der Grabung, die direkt über dem anstehenden Boden lag. Die Fundschicht brach gegen Norden plötzlich ab. Die genauere Untersuchung des Bereichs ergab, dass ein rund drei Meter breites, dünnes Kiespaket die Fundschicht begrenzte. Der Kies könnte zu einer römischen Zufahrtsstrasse gehören, die schon in früheren Grabungen beobachtet wurde und in der Mittelachse

Auf der Grabungsfläche zeichnet sich rechts deutlich die dunkle Verfüllung eines Grubenhauses ab. Links sind eine kleinere Grube sowie ein Graben zu erkennen.

> Mark Vine in der wohlverdienten Mittagsruhe.

auf das Herrenhaus der Villa zulief. Leider enthielt das Kiespaket keine Funde, die eine genauere Datierung erlaubt hätten.

Ein Fundament aus Kalkbruchsteinen im selben Bereich stammt aufgrund seiner Lage und Orientierung sowie aufgrund von Funden in die Neuzeit. Die Mauer könnte zu einem neuzeitlichen Gehöft gehört haben.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
November und Dezember 2011

Blick auf die Verfüllung des Grabens, durch den das Wasser wieder in den Rösernbach zurück geleitet wurde.

Niederdorf, Kilchmattstrasse 5: auf der Suche nach mittelalterlichen Gräbern

Die Flur Kilchmatt in Niederdorf ist eine wichtige archäologische Fundzone, weshalb vor dem Neubau des Gemeindezentrums das betroffene Areal untersucht werden musste. Diverse Epochen haben hier ihre Spuren hinterlassen. Bereits im 19. Jahrhundert wurden Funde gemacht, die auf eine römische Besiedlung des Areals hindeuten. Eine genaue Lokalisierung römischer Gebäude ist bis heute allerdings nicht gelungen.

Niederdorf, Kilchmattstrasse. Zivi Andreas Callierotti auf der Suche nach mittelalterlichen Gräbern.

Wahrscheinlich wurde der Siedlungsplatz über die Römerzeit hinaus genutzt, und aus der Villa entstand ein mittelalterliches Dorf. In den 1930er und 1940er Jahren wurden bei diversen Bauarbeiten im Gebiet um das Schulhaus nebst fundreichen, römischen Kulturschichten auch Gräber aus dem Mittelalter entdeckt. Sie gehörten zu einem Friedhof, der sich um die aus Schriftquellen bekannte mittelalterliche Kapelle St. Niklaus erstreckte.

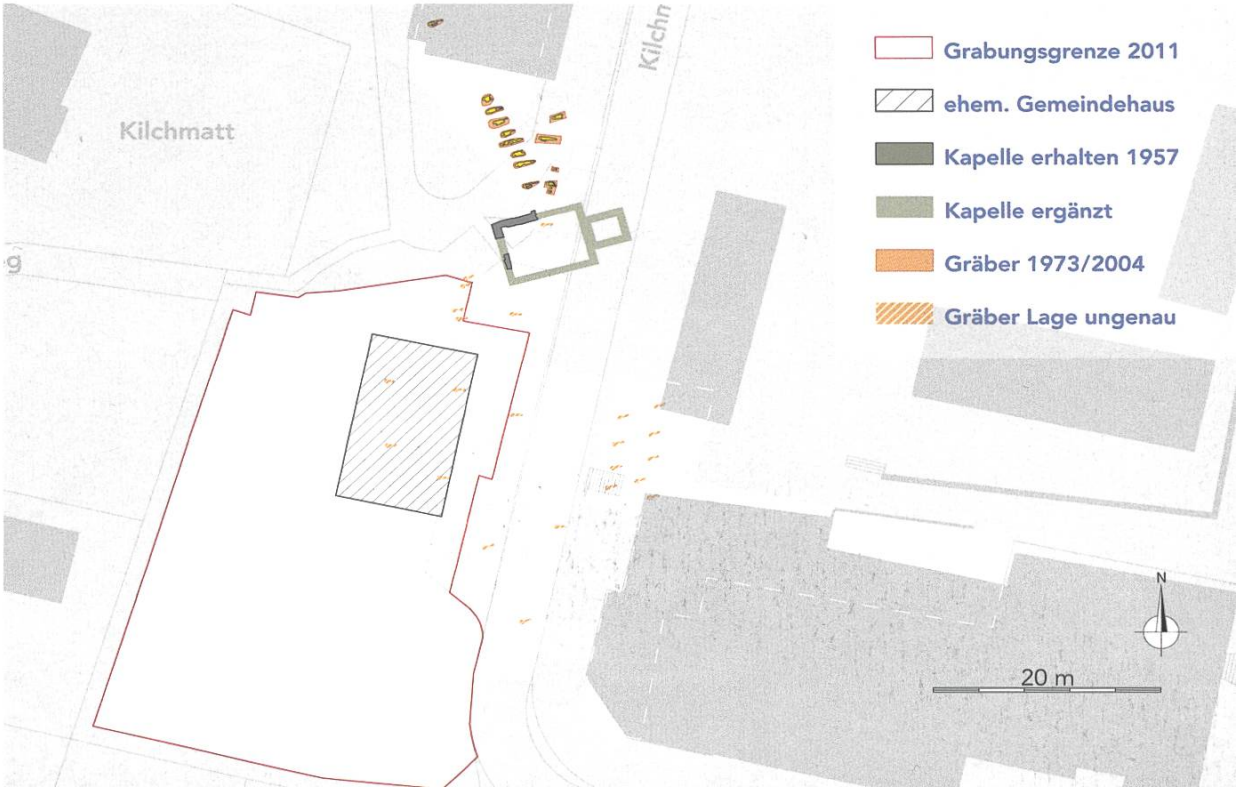
Reste dieser Kapelle wurden 1957/1958 ausgegraben. Sie gehörte – zusammen mit weiteren Gotteshäusern in Hölstein, Lampenberg, Waldenburg und Langenbruck – zur wichtigen Talkirche St. Peter in Onoldswil, die heute noch zwischen Nieder- und Oberdorf steht. Der Vergleich mit ähnlichen Bauten legt nahe, dass die Kapelle aus dem frühen Mittelalter stammt und bis zur Reformation genutzt wurde. In nachreformatorischer Zeit hat man sie zum Wohnhaus umgewandelt, bevor das Gebäude im 17. Jahrhundert einer Feuersbrunst zum Opfer fiel

und nicht wieder aufgebaut wurde. 1973 und 2004 wurden direkt nördlich der Kapelle weitere, mehrheitlich beigabenlose Gräber erfasst. In einem Grab fanden die Ausgräber jedoch einen Keramiktopf, der das Grab ins 11. Jahrhundert datiert.

Aufgrund der archäologischen Vorgeschichte und der Nähe des Bauprojekts zur St. Niklaus-Kapelle waren die Erwartungen an die Kampagne gross. In der knapp 1300 Quadratmeter grossen Grabungsfläche fand sich jedoch kein einziges Grab. Nördlich des zum Zeitpunkt der Grabung noch bestehenden Gemeindehauses war der Boden durch moderne Eingriffe dermassen durchwühlt, dass menschliche Knochen nur noch als Fragmente im Boden erhalten blieben. Südlich und westlich des Gemeindehauses waren die Bodenschichtungen zwar intakt, doch wurden dort offenbar keine Bestattungen angelegt, vielleicht wegen der Steilheit des gegen Osten abfallenden Hanges.

Siedlungsspuren waren – nebst Lesefunden aus Römerzeit, Mittelalter und Neuzeit - nur in Form von drei Gruben feststellbar. In einer fanden sich prähistorische Keramikfragmente. Dieser bislang älteste Befund gibt einen Hinweis auf eine mögliche vorrömische Besiedlung des Areals.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Mai 2011



Übersichtsplan der mittelalterlichen Grabfunde um die Kapelle. Die Grabfunde vor 1973 sind nur schematisch kartiert.

Reinach, Therwilerstrasse 4: ein neuzeitlicher Keller aus dem alten Dorf

Während einer routinemässigen archäologischen Baustellenbegleitung an der Therwilerstrasse wurde am südlichen Baugrubenende ein Mauerabschnitt festgestellt. Der nur rund 3,5 Meter lange Gebäuderest wurde daraufhin freigelegt und dokumentiert. Rasch war klar, dass es sich um die Mauern eines Kellerabgangs handelt, der nicht zum kurz vorher abgerissenen Wohnhaus gehörte, sondern zu einem älteren, längst nicht mehr existierenden Gebäude.

Die Mauer war aus unregelmässigen Kalkbruchsteinen geschichtet. Stellenweise waren Stücke von Biberschwanzziegeln als Ausgleichsschichten eingebaut. Dies und das Fundmaterial aus dem gestampften Lehmboden des Kellers – darunter Fragmente von Tabakpfeifen und glasierter Bauernkeramik – belegen die neuzeitliche Errichtung und Nutzung des Raumes.

Der Keller gehörte wohl zum direkten Vorgänger des nun abgerissenen Wohnhauses. Aufgrund der Brandlagerakten des Staatsarchivs lässt sich die Geschichte dieses älteren Gebäudes gut rekonstruieren.

Reinach, Therwilerstrasse. Der Kellerrest nach der Freilegung, mit Bauschutt auf dem Kellerboden und unterster Treppenstufe.

>
Detail der Lichtnische neben der Kellertreppe mit einem Russfleck, den die Kerze oder Talglampe hinterlassen hat.

Es war sicherlich vor 1816 erbaut worden. Im Jahre 1828 erweiterte der damalige Besitzer, der Bauer Niklaus Kilchherr, sein Haus um einen Keller – möglicherweise um den nun entdeckten. 1909 brannte das mit Ziegeln gedeckte, zweistöckige Wohnhaus mit Stallungen komplett ab. Beim anschliessenden Bau des neuen Hauses wurde der alte, mit Balken gedeckte Keller grösstenteils zerstört. Nur ein kleiner Rest verblieb direkt neben der Therwilerstrasse im Boden und wurde erst im Jahr 2011 wieder sichtbar.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August 2011

Jan von Wartburg legt den Kellerabgang frei.

Lupsingen, Alp.
Zivi Andreas
Callierotti, Alessandro
Mastrovincenzo und
Mustafa Uslu schneiden
einen vermeintlichen
Grabhügel an.

Lupsingen, Alp: Käse statt Fürst

Paul Hollinger aus Lupsingen machte uns im Januar 2011 auf mehrere Steinhügel auf der Hochebene der Flur «Alp» aufmerksam. Die deutlich sichtbaren, bis zu 1,5 Meter hohen und unterschiedlich geformten Steinhaufen sind sogar auf dem digitalen Geländemodell der Swisstopo zu erkennen.

Einige der mindestens zwanzig Steinhügel erinnern aufgrund ihrer annähernd runden Form an Grabhügel. Bei dieser Bestattungsform wurde über der Bestattung ein Erdhaufen aufgeschichtet, der das Grab weitum sichtbar machte. Bei besonders grossen und bedeutenden Anlagen spricht man gelegentlich sogar von eigentlichen «Fürstengräbern». Im Kanton Baselland sind einfachere Grabhügel der Hallstatt- und Latènezeit etwa aus Muttenz und Pratteln bekannt.

Dank dem Entgegenkommen des Landbesitzers Timo Biedermann wurde eine Sondierung möglich, die abklären sollte, um was es sich bei diesen Steinhügeln wirklich handelt. Dazu wurde ein besonders deutlicher und runder Steinhügel ausgesucht und von Hand angegraben.

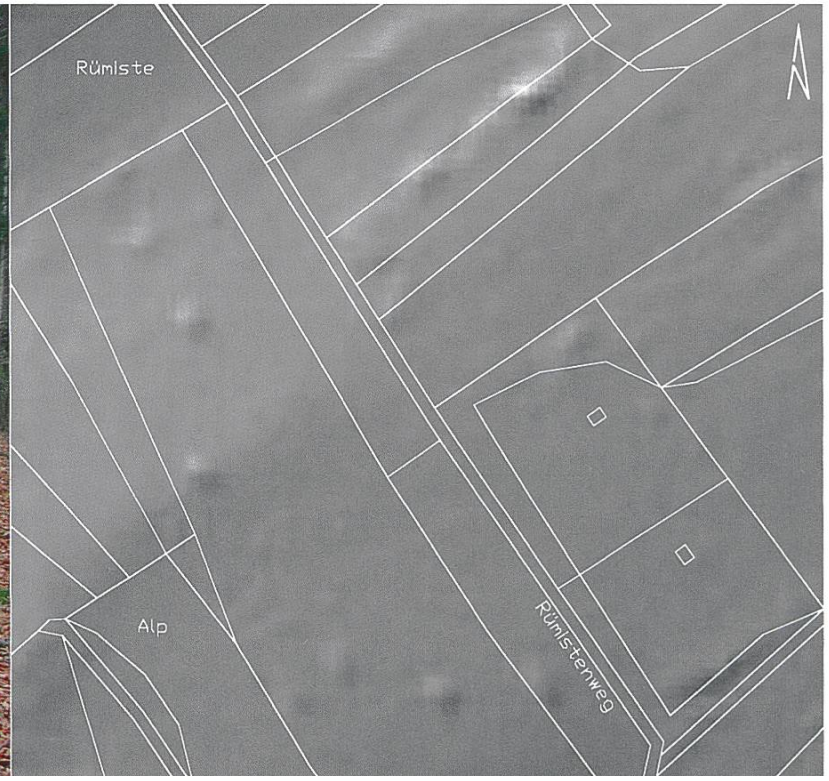
Die Ausgräber entfernten viele locker geschichtete Kalkbruchsteine unterschiedlicher Grösse. Reste

Vor der Grabung: Die Steinhaufen heben sich deutlich vom ebenen Waldboden ab.

von Gräbern kamen keine zum Vorschein – dafür moderne Funde, die zwischen den Steinen lagen. Zwei Dosendeckel wurden später als Behältnis für «Panzerkäse» des Schweizer Militärs identifiziert. Gemäss der Information von Martin Dudle-Ammann von der Stiftung Historisches Material der Schweizer Armee dürften die gefundenen Deckel aus den 1960er-Jahren stammen.

Die Erdhügel sind folglich modern. Es handelt sich um Lesesteinhaufen, gebildet aus eingesammelten Steinen der umliegenden Äcker. Gemäss der Aus-

Einige der Haufen sind rund, andere – wie dieser – länglich geformt.



kunft von Herrn Biedermann, der selbst noch als Bub beim Steinesammeln mitgeholfen hatte, wurden dabei mittels Einachser auch Steine von weiter entfernten Äckern hierher transportiert. Diese Aussage erklärt auch die beeindruckende Ansammlung von Steinhaufen in der Umgebung, die kaum nur aus Steinen der direkt benachbarten Äcker bestehen können.

Was den «Panzerkäse» betrifft: Er wird wohl als Stärkung beim anstrengenden Steinesammeln gedient haben. Offen bleibt nun lediglich die Frage, wie der «Panzerkäse» zu seinem Namen kam. Ob dieser auf die martialische Blechverpackung zurückzuführen ist? Hinweise zum Thema werden gerne entgegen genommen!

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2011

Zwischen den Steinen lagen auch zwei Dosendeckel «Panzerkäse» der Schweizer Armee aus den 1960er Jahren.

<

Das mittels LiDAR-Laserscan erstellte, digitale Geländemodell zeigt deutlich die Steinhaufen auf verschiedenen Parzellen der «Alp».

Laufen, Obertor. Blick in eine der beiden Gefängniszellen im ersten Obergeschoss.

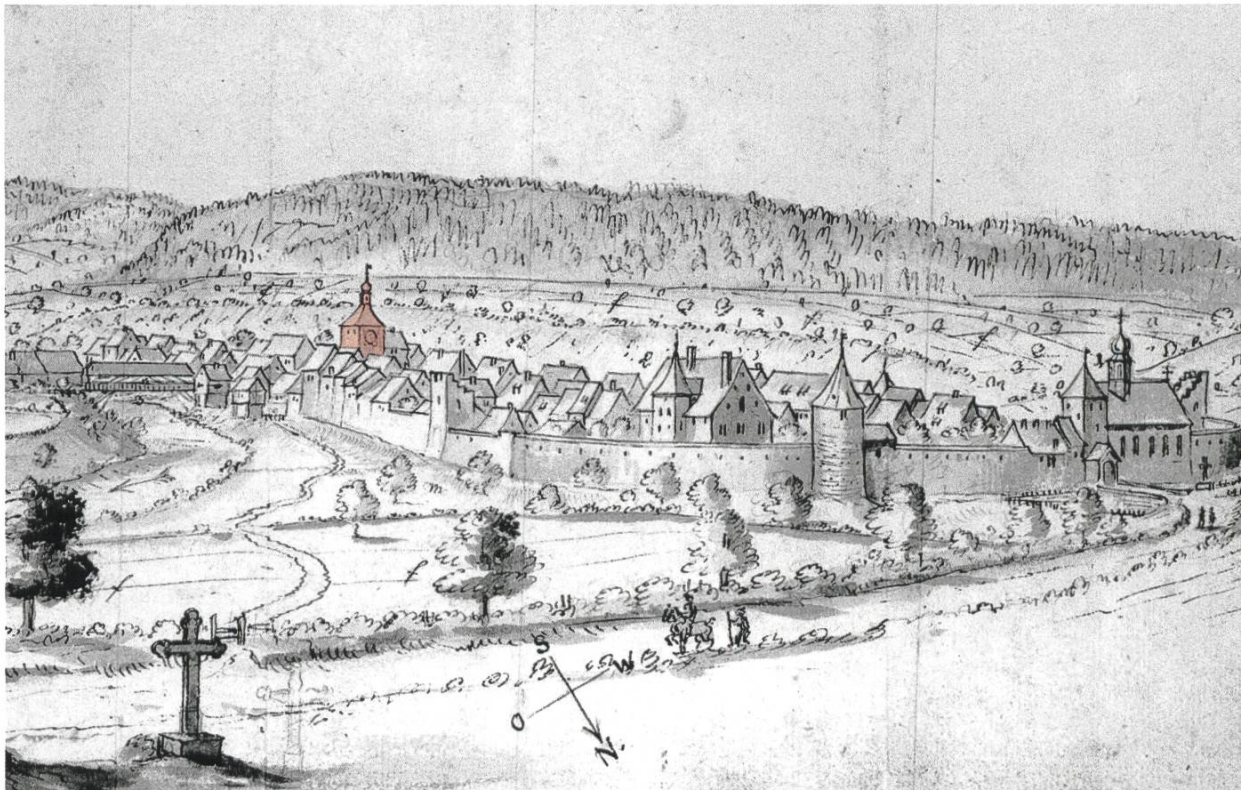
Laufen, Obertor: das unbekannte Wahrzeichen der Stadt

Die Stadt Laufen plant in naher Zukunft, den Zugang ins obere Stadttor für ein interessiertes Publikum zu erleichtern. Im Rahmen der Projektabklärungen führte die Archäologie Baselland deshalb im Inneren des Tores eine detaillierte bauarchäologische Untersuchung durch.

Die Gründung der städtischen Anlage reicht wahrscheinlich noch ins dritte Viertel des 13. Jahrhunderts zurück. Wir dürfen sie als die Umstrukturierung einer bereits bestehenden Siedlung sehen, deren Zentrum im heutigen Amtshaus, der einstigen Wasserburg, zu suchen ist.

Grabungsbefunde von 1987 und 1988 auf dem Rathausplatz sprechen für eine geplante Anlage der Stadt. Die dort ergrabenen Hausgrundrisse belegen bereits für die Stadtgründungszeit eine Strassenflucht, die der heutigen Hauptstrasse zwischen den beiden Haupttoren entspricht. Die Erteilung des Stadtrechtes durch den Basler Bischof Peter Reich im Jahr 1295 diente dem zielgerichteten, territorialen Ausbau und der Festigung des bischöflichen Herrschaftsanspruches im Laufental.

Eine effektive und rasche Befestigung der neuen Stadt war angestrebt. So scheint gemäss Befunden im alten Polizeiposten beim Obertor – untersucht 1991 – zuerst ein möglichst durchgehender Mauerring von etwa 3,5 Metern Höhe errichtet worden zu sein. Nach dieser ersten Sicherung wurden die



Das Obertor in der Darstellung Emanuel Büchels von 1755 (Kupferstichkabinett Basel).

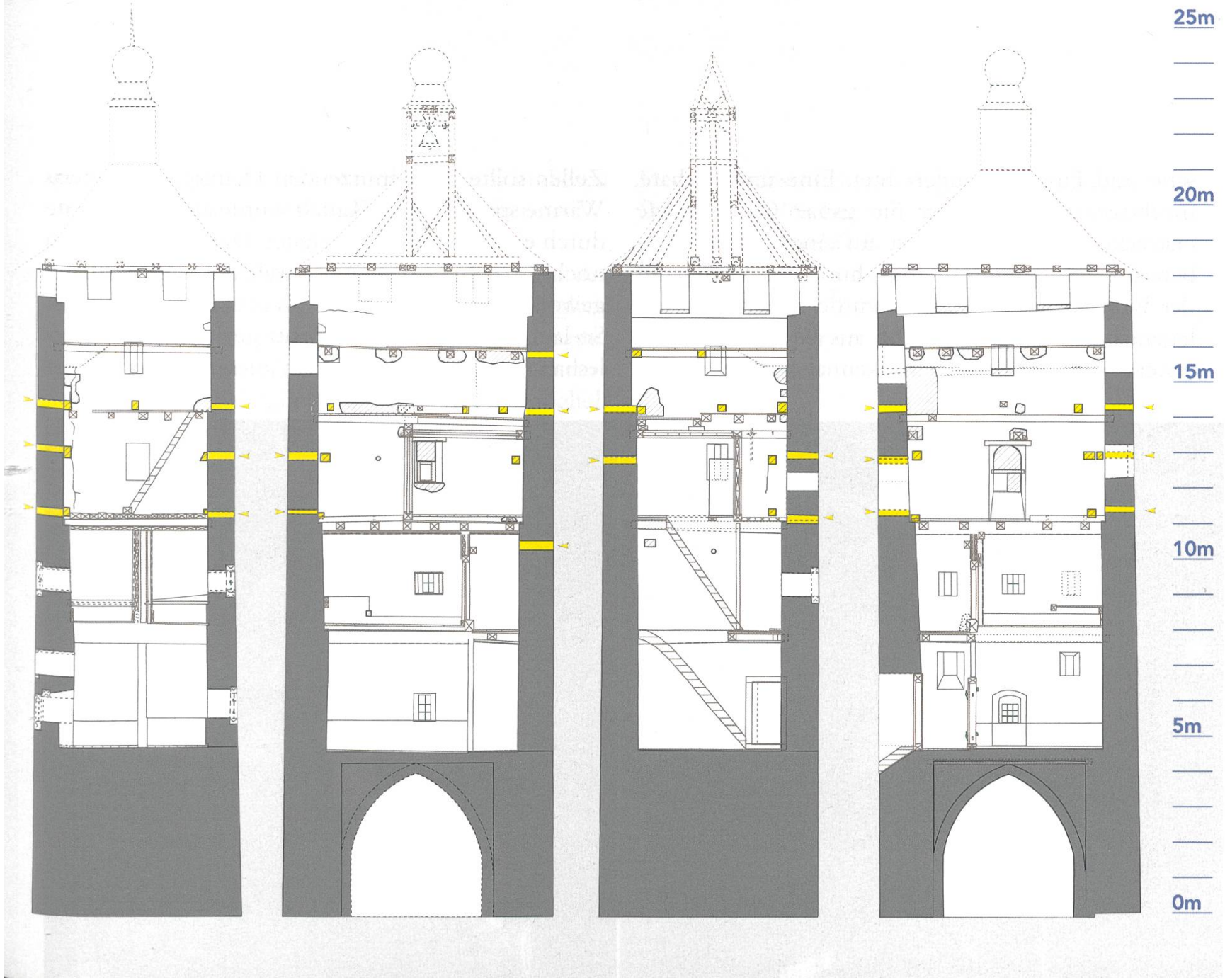
Mauern erhöht, weiter ausgebaut und unter anderem mit Torbauten und Türmen bewehrt. Stellenweise ist die Stadtmauer noch heute sieben Meter hoch erhalten.

Aufgrund dieses Vorgehens setzt das Obertor erst ab einer Höhe von 3,5 Metern als eigenständiges Bauwerk über dem Mauerring an. Da der Turm in seiner heutigen Gestalt erst ins Jahr 1391/92 datiert, bleibt unklar, wie das Tor ursprünglich ausgesehen hat. Die Holzaltersbestimmungen im zweiten und dritten Obergeschoss sowie der einheitliche Mauercharakter attestieren dem Turm über alle Geschosse bis zumindest unter den Zinnenkranz die Erbauung in einem Zug.

Raymond Kontic ist auf der Suche nach geeigneten Hölzern für die Jahrringdatierung.

Der Eingang liegt im ersten Obergeschoss. Aktuell ist er über den Ratssaal zugänglich, ursprünglich war er es vom anschliessenden Wehrgang aus. Die hochgelegenen Fenster sowie die später eingebauten Arrestzellen lassen eine ursprünglich andere Einrichtung in diesem Geschoss vermuten. Direkt über dem Tordurchgang gelegen, könnten hier die Torverschlussmechanismen installiert gewesen sein, etwa die Aufzugsvorrichtung einer möglichen Zugbrücke oder die Aufhängung von Fallpfählen beziehungsweise eines Fallgatters. Archäologische Nachweise dafür fehlen bisher.

Auch im darüber liegenden Geschoss sind zwei kleine, sechs Quadratmeter grosse Zellen mit Prit-



Schnitte durch das Obertor mit Markierung der Gerüstbalkenlagen (gelb).

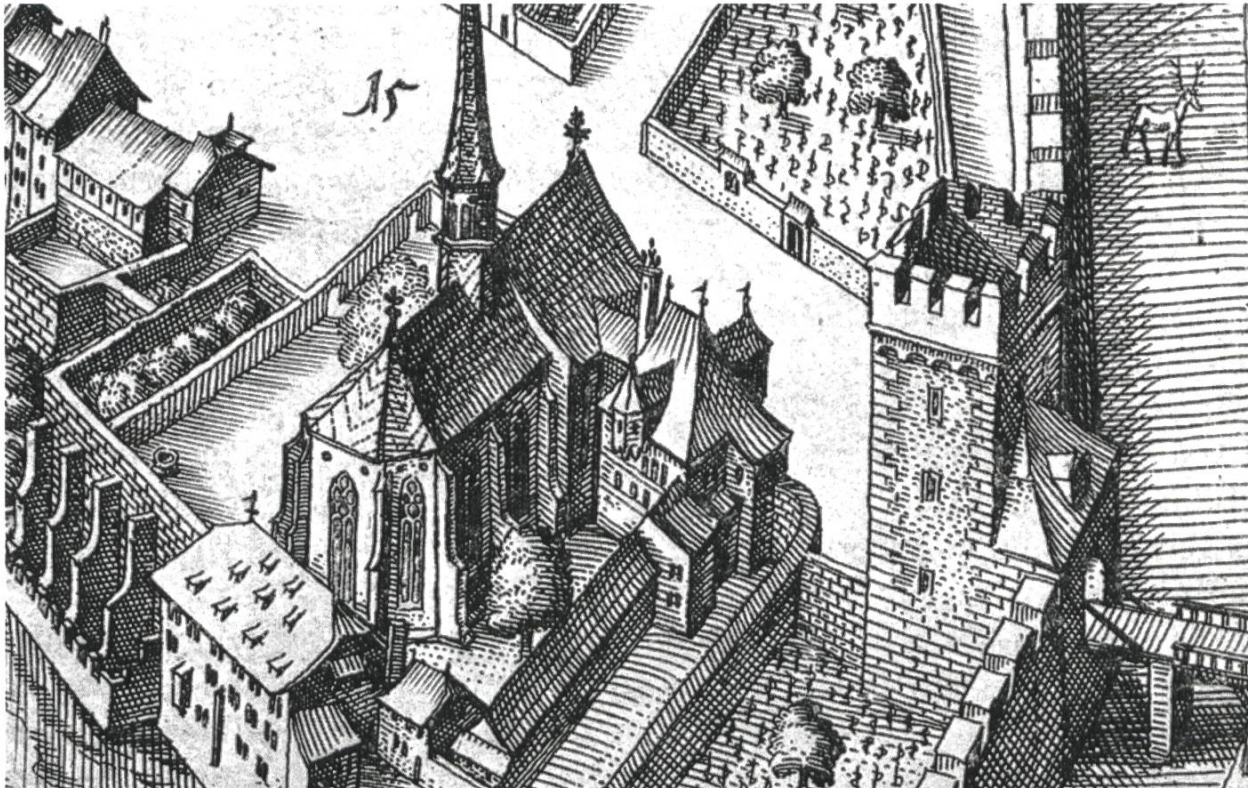
Die stadtseitige Bohlenkammer für den Wächter. Rechts die später zugemauerte Schiessscharte mit Querholz zum Einhängen der Hakenbüchse.

sche und Fussring eingerichtet. Eine undatierbare, mächtige und sich über die ganze Gebäudetiefe erstreckende Schwelle weist auf einen frühen Einbau dieser Innenunterteilung hin. Gleichzeitig mit der Einrichtung der Zellen wurde eine zentral gelegene, vom schmalen Gang aus bedienbare Feuerstelle angelegt. Je eine deckennahe Luke zu den Zellen sollte den einsitzenden Delinquenten etwas Wärme spenden. Der Rauch wurde auf der Ostseite durch ein Mauerloch abgeleitet. Die Zellen wurden noch im 2. Weltkrieg zur Verwahrung von straffällig gewordenen, internierten Wehrmännern genutzt. So lautet eine in den Wandputz geritzte, nur schwer lesbare Inschrift in etwa: «In diesen fernen .... ist

uns, den russischen ... so gekommen ... uns in diesen steinernen, kalten vier Wänden... aufzuhalten...»

Das dritte Obergeschoss diente spätestens 1438 der aktiven Verteidigung der Stadt. In den ursprünglich offenen Raum von rund 26 Quadratmetern baute man damals eine Bohlenkammer ein, die dem Turmwächter etwas Behaglichkeit bescherte. Womöglich war Laufen dem damaligen Bischof während den Auseinandersetzungen mit den plündernden französischen Söldnerheeren der Armagnaken als militärische Basis wichtig und wurde entsprechend ausgebaut. Starke Verpichung am Sturz einer rundbogigen Schiessscharte stammt vermutlich vom Pulverdampf, wie er seit Beginn des 14. Jahrhunderts von ersten Handfeuerwaffen abgegeben wurde. Auch das schmale Schartenfenster ein Geschoss höher ist auffällig verrusst.

Der Turmabschluss ist unbekannt. Spätestens im Winter 1663/64 bestand er aus einem Zinnenkranz mit einem Satteldach. Im Jahr 1755 zeigt die Federzeichnung von Emanuel Büchel den Torturm bereits mit einem Pyramidendach. Dieses muss entweder 1784 repariert oder grossteils durch das heutige Dach ersetzt worden sein. Die Datierung des

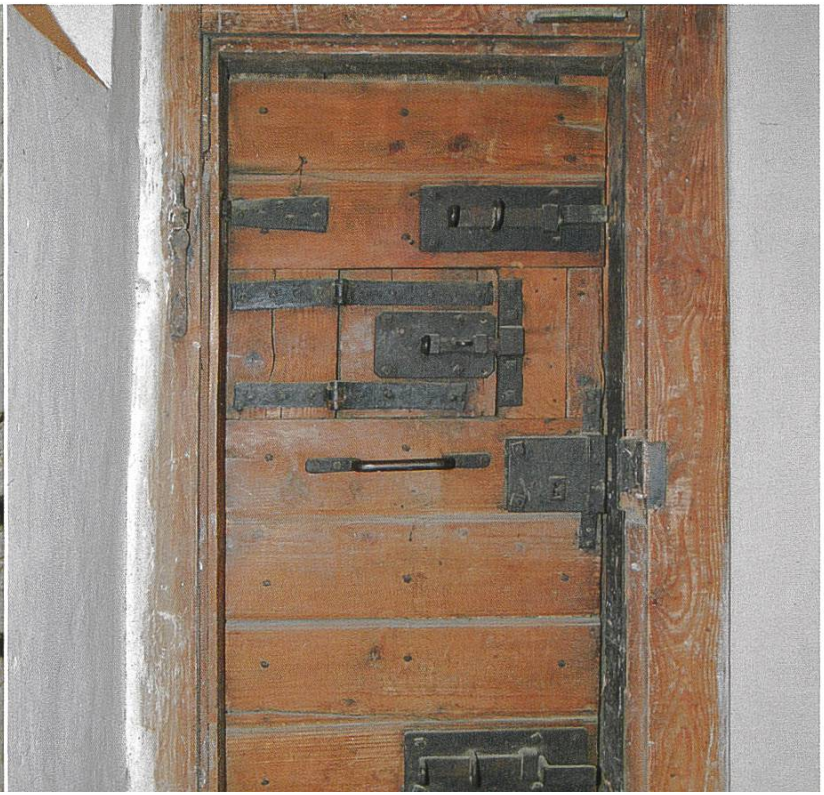


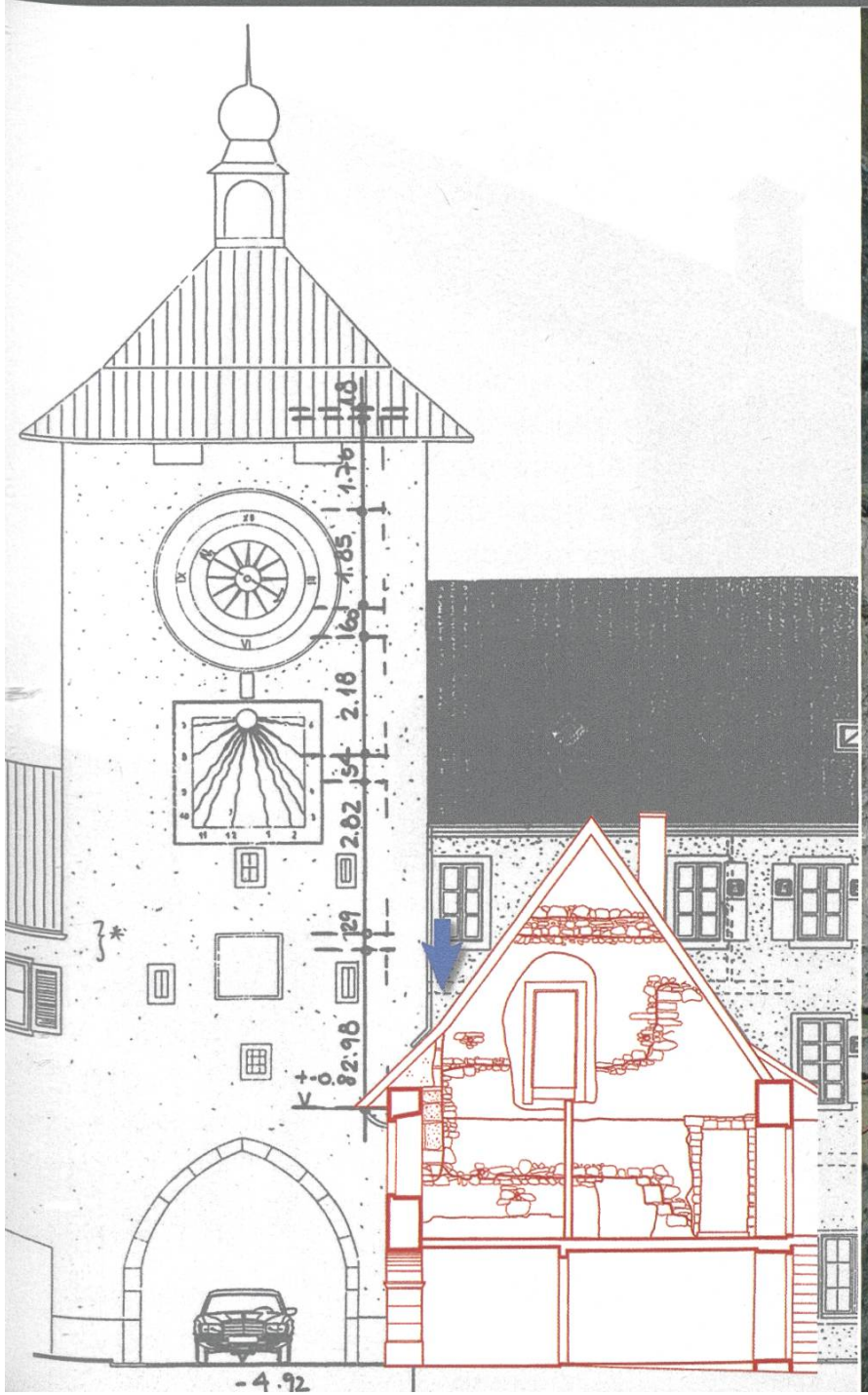
Ein Vergleich für das Pultdach vor 1663: St. Johannstor in Basel, zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts (Matthäus Merian, 1617).

eichenen Glockenstuhles war bisher nicht möglich, er besteht jedoch aus mindestens einem wiederverwendeten Ständer. Vor dem Satteldach muss eine Zeitlang ein zwischen die Seitenwände geklemmtes Pultdach existiert haben. Dieses ist im vierten Obergeschoss an eindeutigen, mit Ziegelabdrücken versehenen Mörtelschnäuzen nachweisbar.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
September bis November 2011

Impressionen des Gefangenenlebens: Sgraffitti und Türverriegelung.





links:
Untersuchung der Aussenseite der Stadtmauer im alten Polizeiposten 1991, Blick nach Norden. Der Pfeil markiert den Ansatz des Eckverbandes vom Obertor (Grundlage Archäologischer Dienst Bern).

rechts:
Der Mörtelschnauz an der Südmauer zeigt den einstigen Verlauf des gegen die Stadtaussenseite abfallenden Pultdaches.

Diegten, Hauptstrasse 84. Die Giebelfassade in Richtung Dorf weist einen markanten Knick auf. Blick nach Nordosten.

Diegten, Hauptstrasse 84: Tülliken auf der Spur

Bisher wurde das prominent am unteren Dorfausgang von Nieder-Diegten stehende «Haus zu Tülliken» aufgrund eines mit Jahreszahl gravierten Giebelfensters ins Jahr 1563 datiert. Die neusten, durch eine umfassende Sanierung ausgelösten Untersuchungen zeigen jedoch, dass man besagtes Fenster nachträglich bei einem Umbau in eine schon bestehende Mauer gebrochen hat. 1996 wurde auf dem südlich anschliessenden Grundstück ein Wirtschaftsgebäude abgerissen, dessen Hochstud-Konstruktion aus dem Jahr 1476 stammt. Dies lässt eine Datierung des für reine Wohnzwecke errichteten Steinhauses ins späte Mittelalter nicht abwegig erscheinen. Der Lokalhistoriker Peter Stöcklin vermutet im Untersuchungsobjekt eine Verbindung zum Meierhof des abgegangenen Dörfleins Tülliken. Die neuen Resultate scheinen dies nun tatsächlich zu bekräftigen.

Tülliken wurde in den Jahren 1382 und 1450 urkundlich erwähnt und möglicherweise um 1465 zusammen mit der benachbarten Burg Eschenz und der danebenstehenden Kirche in Mittel-Diegten von den Solothurnern niedergebrannt. Am Untersuchungsobjekt liessen sich allerdings keine Brandspuren nachweisen. Das Haus behielt bis heute seinen Namen und sicherte sich so auch nach dem verschwinden der Siedlung verbriefte Rechte.

Der 1480 von den neuen Landesherren, den Thiersteinern, eingesetzte Vogt machte vom Wiederaufbaurecht der Burg Eschenz keinen Gebrauch. Zwei

Diegten, Hauptstrasse 84. An der talseitigen Schauseite dorfauswärts sind die Buckelquader des Kernbaus zu erkennen. Blick nach Süden.

Die strassenseitigen Wohnräume im Erdgeschoss, nach Entfernung der Zwischenwand und des Putzes.

Jahre später wurde die Herrschaft Diegten von Basel erworben und dem Farnsburgeramt zugewiesen, womit ein neuer Vogteisitz sowieso hinfällig wurde. Das *Hauss, Hofstatt sampt dem Garten zu Tilligkhen* selbst gelangte jedoch aufgrund spezieller Besitzverhältnisse erst 1520 an die Stadt.

Der spätmittelalterliche Steinbau besass ursprünglich einen quadratischen Grundriss von zehn auf zehn Metern Aussenlänge. Die Stärke der Aussenmauern betrug im Sockelbereich bis und mit Obergeschoss lediglich 70 Zentimeter und verringerte sich im Dachraum sogar auf nur einen halben Meter. Das Gebäude mit zwei Vollgeschossen erreichte bis zum First eine Höhe von rund zehn Metern. Die Bachnähe mit der dauernden Bodenfeuchtigkeit liess von einer Unterkellerung absehen. Die talwärts gerichtete Giebelfassade beeindruckt mit ihren Eckverbänden aus Buckelquadern, die eventuell aus dem Abbruchmaterial der nahe gelegenen ruinösen Burg Eschenz stammten.

Weitere Spolien, wie sie im Fall einer Wiederverwendung von Baumaterial zu erwarten wären, waren im auf den Innenseiten vollständig vom Mörtel befreiten Mauerwerk nicht zu erkennen. Die nur wenigen feststellbaren Öffnungen dieser ersten Phase – eine Scharte und ein möglicher Abort im Erdgeschoss sowie ein schmales Rundbogenfenster im

links:
Ursprünglicher, ebenerdiger Eingang mit rundbogigem, gekehltem Kalksteingewände. Die Jahreszahl ist anscheinend eine Kopie des 20. Jahrhunderts.

rechts:
Bauinschrift an einem Giebelfenster mit Steinmetzzeichen. Der wahrscheinlich lokale Handwerker war auch in Oberdiegten (1560), Häfelfingen (1567) und möglicherweise bereits 25 Jahre vorher (1534–1538) am Kirchturm in Gelterkinden tätig.

ersten Obergeschoss – verstärkten den wehrhaften Eindruck. Die Wehrhaftigkeit war jedoch eher optischer als effektiver Natur, auch in Anbetracht des ebenerdigen Haupteingangs in der dorfseitigen Giebelfassade und der grossen Fensteröffnungen im Erdgeschoss der rückwärtigen Traufseite. Aber charakterlich besass das Untersuchungsobjekt durchaus Elemente eines Wohnturms, der die Vorteile eines Turmes und eines Palais miteinander verband. Die geringe Traufhöhe berechtigt jedoch nicht zu dieser Bezeichnung. Die ursprüngliche Innengestaltung bleibt unklar.

Der Dachstuhl von 1774 ist verrusst. An der Giebelwand ist die Erhöhung des Daches deutlich ablesbar.

Die ersten nachweisbaren Umbauten fanden 1563 statt. Spätestens damals erhielten beide Vollgeschosse eine interne Zwischenmauer. Die Deckenbalken verliefen jeweils parallel dazu. Ein Unterzug verkürzte die Spannlänge der Balken. Die strassenseitige Hälfte wurde durch eine eingeschobene Leichtbauwand in zwei Wohnräume getrennt. Die rückwärtige Gebäudehälfte war etwas schmaler und diente der Erschliessung. Im Erdgeschoss stand an der Aussenmauer die erste Herdstelle. Eine Ofenöffnung in der Zwischenmauer belegt zudem die Beheizung eines der strassenseitigen Wohnräume mit einem Hinterladerofen. Kachelfunde fehlen.

Wenigstens das Erdgeschoss besass Schiebebohlendecken, in der Küche mit Fischgratmuster, die Wohnräume mit profilierten Deckenbalken. Hier wurden im Winter 1674/75 die Bohlen entfernt, die Deckenbalken oberseitig gekappt und teilweise ersetzt, sowie eine in Längsrichtung laufende Deckentäfelung als «Blindboden» zwischen die Balken gehängt. Vermutlich ging mit dieser Umgestaltung die Verlegung der Herdstelle an die Mittelmauer einher. Leider wurden vor Untersuchungsbeginn im Zuge der Totalsanierung sämtliche Wände bis auf das Mauerwerk vom Putz befreit. Wandmalereien der Spätgotik oder Renaissance können so nur noch vermutet werden.

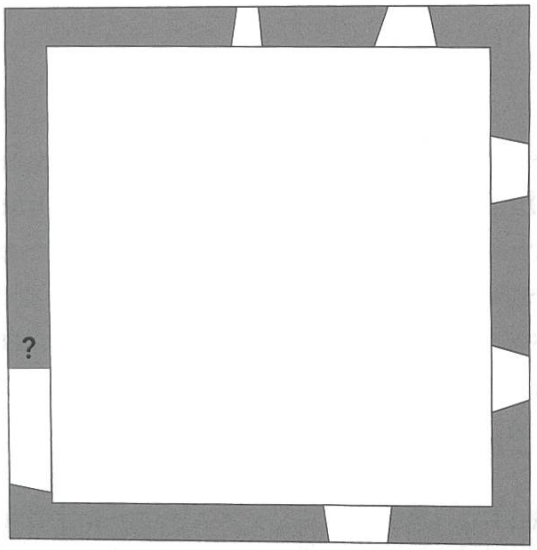
Die Decke der Stube im Erdgeschoss: Die Balken stammen teils von 1563, teils von 1674/75, der Blindboden von 1674/75.

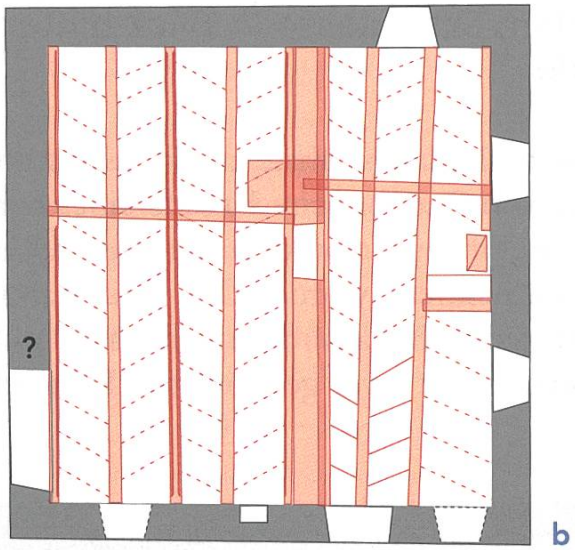
Der Erschliessungsbereich im ersten Obergeschoss mit Herdstelle des 19. Jahrhunderts. Blick an die Zwischenmauer.

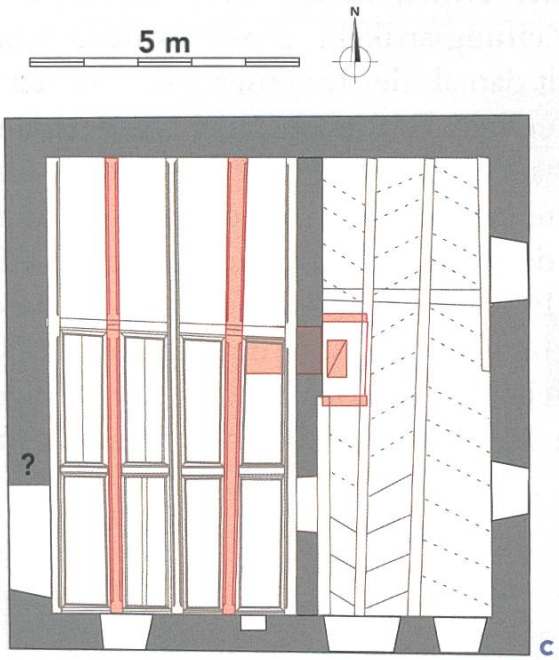
Im Jahr 1774 wurde der Kernbau nach hinten um dreieinhalb Meter mit einem ebenerdigen Gewölbekeller und darüber liegenden Wohnräumen erweitert. Auffällig ist dabei die markante Abdrehung der neu anschliessenden Giebelfassade. Möglicherweise berücksichtigte die ändernde Fassadenflucht den Standort eines wichtigen, dahinter bereits bestehenden Baus oder Bachübergangs. Die bisherige Decke des ersten Obergeschosses, Dachbalken und Dachstuhl wichen einem neuen zweigeschossigen, liegenden Stuhl mit Sparrendach, wobei die Firstpfette von scherenförmig gestellten Streben getragen wird. Die Giebelmauern wurden dafür beidseitig erhöht.

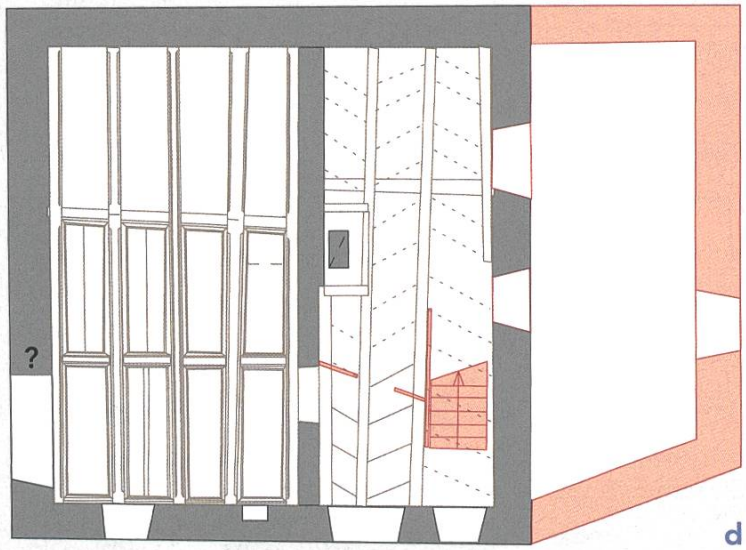
Im Laufe des 19. Jahrhunderts richtete man im ersten Obergeschoss eine zweite Herdstelle ein und teilte das Gebäude unter zwei Parteien auf. Dabei erhielt die strassenseitige Trauffassade die heutige Fenstereinteilung.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Februar, Juli, September 2011









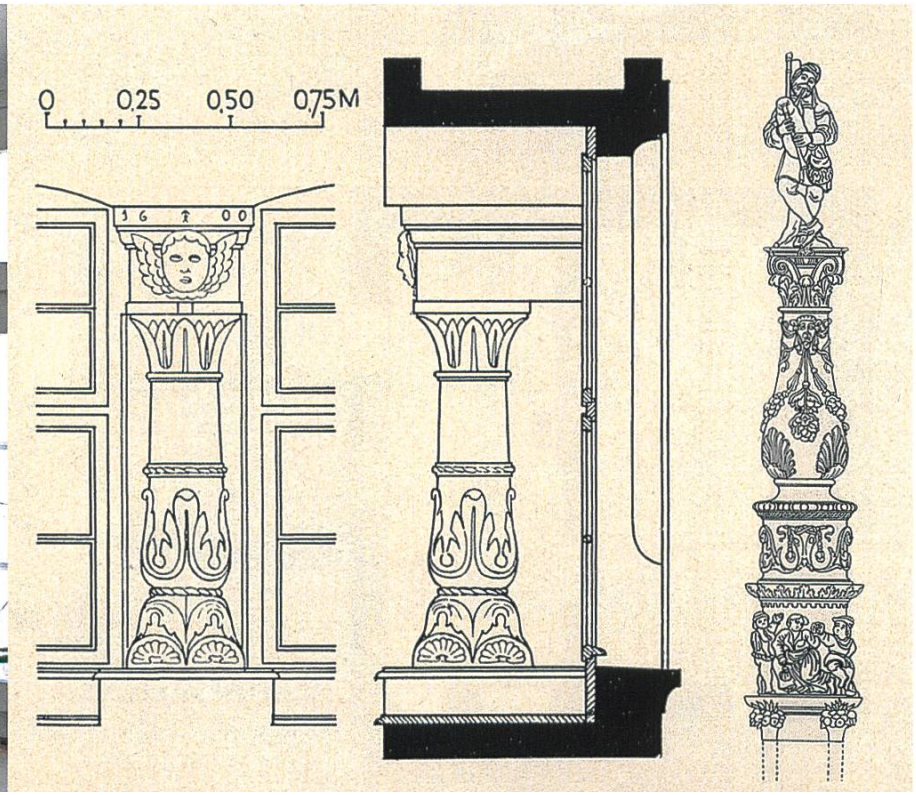
Phasenplan am Beispiel des Erdgeschosses.

- a spätmittelalterlich vor 1563 (Befund)
- b 1563 (Inschrift)
- c 1674/75 (Dendro)
- d 1774 (Dendro)
- ? Fensterverlauf unklar
- Mauern
- Holz
- neue Bauteile

Gelterkinden, Schulgasse 2: Blick hinter die Fassade

Gelterkinden, Schulgasse 2. Die Fenstersäule im heutigen Zustand und Vergleiche aus Bubendorf und Basel.

Ein telefonischer Hinweis führte zu einer Blitzaktion, in der die von Putz befreite Fassade eines herrschaftlichen Steinhauses vor der erneuten Überdeckung dokumentiert wurde. Der Bau stammt gemäss einer Inschrift aus dem Jahr 1547. Das Hauptaugenmerk galt zwei gekoppelten Dreifachfenstern mit jeweils erhöhtem Mittelteil im ersten Obergeschoss. Die östliche Hälfte des Fensters hatte man im 19. Jahrhundert im Zuge einer Fassadenumgestaltung zugemauert. Ein in der Folge eingebautes Stichbogenfenster schnitt die ehemalige Öffnung und zerstörte einen Teil des spätgotischen Gewändes aus Kalkstein.



Das von aussen für wenige Tage wieder sichtbare Sechsfachfenster erhielt bereits 1957 und 1962 in Form von Zeitungsartikeln grosse Aufmerksamkeit. Diese galt damals der Innenseite, die von einer reich geschmückten Fenstersäule im Stil der deutschen Renaissance geziert wird. Einst in der Mitte der beiden Dreifachfenster stehend, wirkt die Säule heute wegen der Aufgabe der östlichen Fensterhälfte und dem Einbau einer Zimmerwand als randlicher Raumabschluss. Sie ist in der Region Basel – auch im Vergleich mit der Stadt – eine der wenigen derart frühen Bauelemente dieser kunstgeschicht-

lichen Epoche. Eine vergleichbare Fenstersäule befindet sich im Dinghof von Bubendorf. Diese ziert ebenfalls die Mitte eines Sechsfachfensters, datiert aber erst ins Jahr 1600. Grosse Ähnlichkeiten bestehen zudem mit dem Holbeinbrunnen in der Spalenvorstadt in Basel. Er wurde um 1550 in Betrieb genommen und bildet auf dem unteren Teil der Brunnensäule Szenen des Bauerntanzes von Hans Holbein dem Jüngeren nach.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2011

Die Reste des Sechsfachfensters in der Aussenfassade nach der Entfernung des Putzes.

Therwil, Untere Mühle. Das Rad ist der letzte Überrest der 2002 abgerissenen Knochenstampfe. Die Stampfe selbst befindet sich im Dorfmuseum Therwil. Blick nach Süden.

Therwil, Untere Mühle: den Dreissigjährigen Krieg überlebt

Die Untere Mühle liegt nordwestlich des alten, frühneuzeitlichen Dorfkerns von Therwil. Die Anlage bestand bis vor wenigen Jahren aus einem Wohnhaus mit Mahl- und Backstube, einem Ökonomiegebäude mit Knochenmühle und diversen kleinen Anbauten sowie einem weiteren, als Eiskeller dienenden Wirtschaftsgebäude. Die Mühle erfuhr 1937 einen Besitzerwechsel und stellte ein Jahr später ihren Betrieb ein. Seit mindestens zehn Jahren wird versucht, das Mühleareal sinnvoll zu überbauen. Der zunehmende Zerfall des Hauptbaus, der heute als einziger noch steht, machte seine Dokumentation nötig. Noch offene Fragen sollen später während des effektiven Umbaus durch gezielte Freilegungen beantwortet werden.

Der Hauptbau ist ein zweigeschossiges Steingebäude mit Wohnräumen sowie integrierter Mahlstube im Erdgeschoss und darüberliegender Staubkammer und Lagerräumen. Die Holzaltersbestimmung der mächtigen Deckenbalken im Erdgeschoss datiert den Bau ins Jahr 1564. Es handelt sich somit um eines der ältesten Gebäude von Therwil, das die diversen Heimsuchungen unter anderem durch schwedische Truppen während des Dreissigjährigen Krieges – den bisherigen Ergebnissen zufolge anscheinend unbeschadet – überstanden hat. Möglicherweise nutzten die fremden Truppen das Gebäude zu ihrem eigenen Vorteil, wodurch seine Erhaltung gesichert war. Die Bedeutung des Baus wird aber auch dadurch belegt, dass es sich in einer

Blick von Nordwesten auf die Wohnhaus-Hälfte der Getreidemühle.

eigentlichen Fachwerkbau-Region um einen frühen Steinbau handelt.

Zumindest die Westmauer entlang des Kanals und Teile der Nordmauer stehen auf einem älteren, ruinösen Mauersockel, der teilweise noch über 1,3 Meter hoch erhalten ist. Es ist also mit einem spätmittelalterlichen Vorgängerbau zu rechnen. Nach der gängigen Sekundärliteratur soll die Untere Mühle bereits im 13. Jahrhundert in Urkunden erwähnt sein. Sie gehörte zum Eigentum des Klosters Reichenau am Bodensee. Spätestens seit dem 14. Jahrhundert wurde sie den Grafen von Thierstein als Lehen übertragen. Nach deren Aussterben im Jahr 1519 ging sie als Lehen an den Bischof von Basel über. Der Wiederaufbau im Jahr 1564 fällt in eine Zeit, in der das Dorf zum Bistum Basel gehörte und zugleich mit der Stadt Basel verburgrechtet war. Es genoss also gewisse städtische Rechte, hatte aber auch Pflichten zu erfüllen.

Die heizbare Kammer im Erdgeschoss verfügte über ein kleines Fenster, durch das man die Mahlstube überwachen konnte.

Das Gebäude hat sich in den letzten 450 Jahren weder in seiner Grundstruktur noch im Raumkonzept verändert. Der beinahe quadratische Grundriss von 11,5 × 13,5 Meter wird im Erdgeschoss durch eine massive Innenmauer fast hälftig in den Mühleteil und einen Wohnbereich getrennt. Die Innenunterteilungen bestanden aus Fachwerkwänden. Ein Gang führte damals wie heute vom seitlichen Haupteingang durch die Wohnhälfte in die Mahlstube. Seitlich des Gangs befand sich eine beheiz-

bare Kammer mit Einbauschrank. Durch ein kleines Fenster konnte der Müller die Mahlvorgänge und Arbeitsprozesse von der warmen, ruhigen Stube aus beobachten. Auf der anderen Gangseite befand sich die Küche mit dahinter liegendem Keller. Dieser war ursprünglich durch ein grosses Tor mit Stichbogen von Süden her ebenerdig zugänglich. Das erste Obergeschoss verfügte in der Wohnhälfte über mindestens eine beheizbare Kammer und wahrscheinlich noch zwei weitere Räume.

Die mächtigen Deckenbalken mit Seitenmassen von 40 bis 42 Zentimetern und 11 Metern Länge verlaufen grösstenteils heute noch von Traufmauer zu Traufmauer. Sie besitzen dieselbe Flucht wie ein Geschoss höher die Ankerbalken des Daches. Über den beiden Vollgeschossen darf ursprünglich ein eingeschossiger Dachstuhl angenommen werden. Die einstige Lage der Kehlbalken lässt sich heute noch anhand eines Mauerabsatzes im zweiten Dachgeschoss nachvollziehen. Die Position der Fenster im Nordgiebel würden vom Niveau her gut zu dieser ersten Stuhlkonstruktion passen. Die Gebäudehöhe entsprach der heutigen. Das oberste Giebelfenster lässt mit seiner asymmetrischen Position an einen ersten Stuhl mit Firstpfette denken, die durch Firstständer unterstützt wurde.

Die Dendrodatierung des aktuellen Dachstuhles zeigt, dass im Winter 1761/62 eine umfassende Sanierung des Gebäudes inklusive Kompletterneuerung

Die stark verrusste Waschküche im Erdgeschoss.

des Dachstuhles erfolgte. Dabei wurden auf der Bachseite Biberschwanzziegel direkt und kopfüber als Witterungsschutz unter die Dachhaut auf die Fusspfette gemörtelt. Die gegenüberliegende Traufseite zum Hof erhielt einen über die Ankerbalken und zwischen Sparren und Aufschieblingen gemauerten Kniestock, also eine den Dachboden überragende Aussenwand. Die Ziegellattung wurde direkt auf der Kniestockkrone angebracht. Zur gleichen Zeit erhielt der Wohnteil mehrere neue und vergrösserte Fensteröffnungen und die Eingangstüre eine topmoderne klassizistische Gestaltung. Die Wohnräume in der Osthälfte des ersten Obergeschosses wurden renoviert, worauf die zeitgemässen Türzargen und Angeln heute noch hinweisen. Um 1900 baute man einen Wandschrank ein und erneuerte gewisse Fensterflügel.

Die bachseitige Traufe mit direkt auf die Fusspfette gemörtelten Ziegeln.

Das Aussehen und die genaue Funktion der Räume über der Mahlstube sind zurzeit noch ungeklärt. Es ist mit Lager- und Arbeitsräumen in Zusammenhang mit der Mühle zu rechnen. Nach Aufgabe der Müllerei wurden sie in Wohnräume umgewandelt. Im Obergeschoss wurde eine neue Küche eingebaut und die alte im Erdgeschoss in eine Waschküche umfunktioniert.

>

Ab 1937 war der Gärtner Hans Blaser der neue Besitzer der Mühle.

Laut Vermerk in der Brandversicherungsakte von 1816 besass die Mühle zumindest seit dem 19. Jahrhundert zwei Mahlwerke, sogenannte Mahlgänge. Zwei auf der Innenseite sichtbare, stichbogige Nischen mit Backsteingewänden auf Bodenniveau sind als Achsenöffnungen zweier kleiner, oberschlächtiger Wasserräder zu deuten. Deren Durchmesser betrug ungefähr zwei Meter. Die technische Einrichtung wurde bei einem früheren Umbau entfernt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Januar und April 2011

Wasserhaus mit zugemülltem Kanal und moderner Betondecke. Das Wasser wurde über einen Holzkänel auf das Wasserrad geleitet.

Pratteln,
Hauptstrasse 66,
Blick nach Südwesten.
Giebel der Ökonomie
mit später angebautem
Schopf mit Pultdach.

Pratteln, Hauptstrasse 66: Abriss und überraschende «Kunst am Bau»

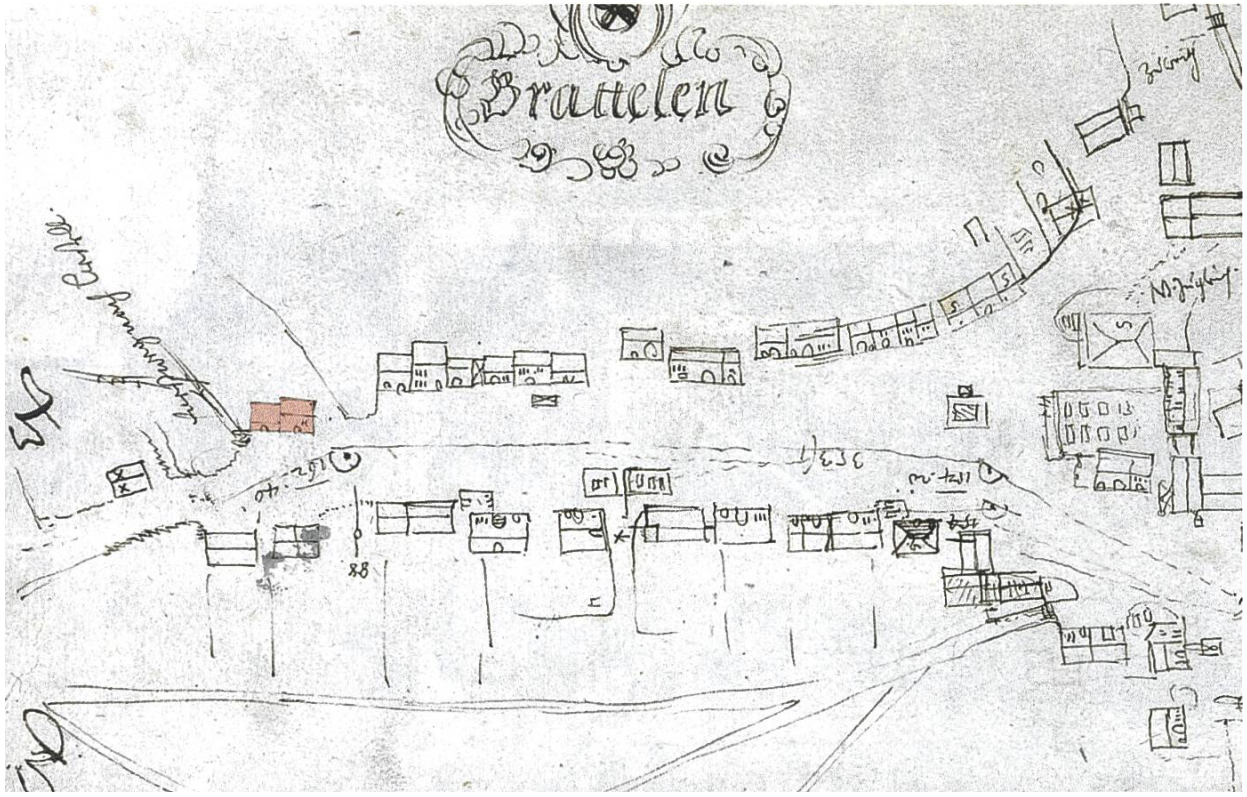
Aufgrund grosser Einsturzgefahr musste man die Liegenschaft an der Hauptstrasse 66 in Pratteln unvorgesehen rasch abbrechen. Nur die strassenseitige Trauffassade blieb stehen und soll in den geplanten Neubau integriert werden. Die Bauuntersuchung musste abbruchbegleitend erfolgen. Sie beschränkte sich auf die Bauaufnahme des Kellergeschosses, eine allgemeine Fotodokumentation sowie die Beprobung von Bauhölzern.

Der Kernbau aus dem Jahr 1627/28 war ein leicht in den Hang gebauter, sogenannter gestelzter Wohnbau. Er präsentierte sich als mächtiger, spätgotischer Steinbau und entstand in der Zeit, als in den Dörfern aufgrund obrigkeitlicher Erlasse zum Brandschutz das Steinhaus die hölzernen Hochstudbauten abzulösen begann. Dieser Bautyp besitzt üblicherweise einen ebenerdigen Keller mit externem Zugang und meistens zwei darüber liegende Wohngeschosse. Das anfänglich einräumige Untergeschoss erstreckte sich über den gesamten Grundriss des Wohnteils. Massive Balken aus Eichenholz überspannten den Raum in Firstrichtung. Die Decke bestand aus darin eingeschobenen Brettern. Ausser über die strassenseitige Rundbogentüre war der Keller über eine Holztreppe von der darüberliegenden Küche aus zugänglich.

Das erste Wohngeschoss war zweigeteilt. Strassenseitig war die Stube mit einem spätgotischen Vierfachfenster ausgestattet. Der Stichbogensturz und

Der Gebäudekomplex während des Abbruchs, vom Hang aus gesehen. Blick nach Nordwesten.

die beiden Laibungen sowie Gewändereste sind auf der Innenseite der letzten, stehenden Fassade noch erhalten. Die Öffnung wurde höchst wahrscheinlich im Zuge der Fassadenumgestaltung 1829 mit einem Stichbogen versehen. Ein Kachelofen sorgte für weiteren Wohnkomfort. Eventuell war bereits eine kleine Nebenstube abgetrennt. Von der Stubenwärme profitierend dienten solche Kammern meist den Eltern als Schlafraum. Rückseitig war die Küche mit Erschliessungsbereich untergebracht. Der ursprüngliche Haupteingang befand sich in der Rückfassade und führte direkt in die Küche. An der Innenmauer lag die Herdstelle, mit der auch die Beheizung des dahinter liegenden Stubenofens möglich war.



Die Lage des Untersuchungsobjektes im Situationsplan von Georg Friedrich Meyer von 1678 (Staatsarchiv Baselland).

Es darf davon ausgegangen werden, dass das Gebäude bereits seit Beginn ein zweites Wohngeschoss mit analoger Innenunterteilung aufgewiesen hat. Eine zweite Küche wurde aber erst später – vielleicht 1829 – eingebaut, zusammen mit dem Durchbruch einer Laubentüre für die unabhängige Erschliessung.

Auf der Planskizze von Georg Friedrich Meyer von 1678 ist das Untersuchungsobjekt als Vielzweckgebäude mit nebeneinanderliegendem Wohn- und Wirtschaftsteil mit unterschiedlichen Firsthöhen abgebildet. Unter anderem zeigt die randliche Verteilung der mindestens vier erkennbaren, bauzeit-

lichen Giebelfenster in der östlichen Brandmauer, dass der im Osten anschliessende Ökonomiebau mit Tenn und randständigem Stall in kleinerer Form beim Bau des Wohnhauses bereits eingeplant war. Es ist sehr wahrscheinlich, jedoch nicht mehr nachzuprüfen, dass es sich bei diesem ersten Wirtschaftsbau um eine Holzkonstruktion handelte.

Bei der zweiten Ausführung muss der Wirtschaftsteil aufgrund einer Mauerfuge zum Wohnhaus zumindest rückseitig die Leichtbauweise beibehalten haben. Erst mit der Aufstockung von 1829 wurde er in Stein ausgeführt. Der neue Stuhl des steilen Satteldachs mit einer Neigung von 50 Grad war nicht mehr erhalten, zeichnete sich jedoch deutlich als putzfreies Negativ in der Brandmauer ab. Es war ein eingeschossiger, liegender Stuhl mit Kehlboden, der direkt an die Brandmauer gestellt wurde. Der Stuhl muss höher gewesen sein als der erste, da das unterste noch erkennbare Giebelfenster nun hinter die südliche Stuhlstrebe zu liegen kam. Trotzdem lag die Firsthöhe im Vergleich zum Wohnhaus immer noch tiefer.

Der Ostgiebel war mit sechs Schlitzfenstern versehen. Diese besassen grob gearbeitete, ungefaste Kalksteingewände. Erwähnenswert sind eine über dem obersten Giebelfenster liegende dreieckige Luftöffnung aus aufgestellten Flachziegeln sowie eine zur Zierde eingemauerte Schüssel. Im Jahr 1829 wurde der Ostgiebel des Wirtschaftsteils aufgestockt und

Der Keller mit massigen Eichenbalken und Eichenstütze aus der Bauzeit um 1627/28.

Eine in der Giebelwand eingemauerte Henkelschüssel mit transparenter Glasur und Engobendekor.

erhielt wiederum einen neuen Dachstuhl, der bis zum Abbruch Bestand hatte. Die Firsthöhe wurde derjenigen des Wohnhauses angepasst. Es entstand der Eindruck einer konstruktiven Einheit, wobei die Stühle getrennt blieben.

Auf der Rückseite des Wirtschaftsbaus schloss ein Schopf an. 1841 errichtete man daneben und oberhalb des Wohnhauses ein eigenständiges kleines Waschhaus. Die unverrussten Deckenbalken aus Eichenholz sprechen von Anfang an für das Vorhandensein eines Kamins. Das Gebäude besass wohl von Beginn an ein nach Süden gerichtetes Pultdach, wobei das erste Obergeschoss mit Brettern verschalt wurde. Das heterogene Mauerwerk spricht neben den unterschiedlichen Fensteröffnungen für den Verbau von zusammengesuchtem Baumaterial. Als Bank einer Lichtnische wurde sogar eine römische Säulenbasis eingemauert (siehe S. 122 ff.). Später wurde das Waschhäuschen über die an die Rückfassade des Wohnhauses gestellte Laube optisch und baulich mit dem Hauptgebäude verbunden.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Oktober 2011

links:
Der östliche Giebel der Ökonomie, zweite Bauphase, mit der Aufstockung von 1829 in der dritten Bauphase.

rechts:
Arbeiter der Abbruchfirma legen behutsam die im Waschhaus vermauerte römische Säulenbasis frei.

Bubendorf, Hauptstrasse 86: das spätgotische Repertoire eines Steinmetzen

Die Fassadenrenovation am alten Restaurant «Post», einem schützenwerten Gebäude im alten Ortskern von Bubendorf, benötigte keine kantonale Baubewilligung und wurde von uns deshalb nur zufällig beim Vorbeifahren bemerkt. Innerhalb eines Tages musste die eingerüstete, grossteils vom Putz befreite Gebäudehülle dokumentiert werden.

Die dorfaufwärts gerichtete Giebelfassade lag nur ab dem zweiten Obergeschoss frei; der untere Teil war hinter einem Schopf mit Pultdach verborgen. Sie war einst mit mindestens zwei Klebedächern ausgestattet. Die vier grossen Giebelfenster von jeweils 85 × 50 Zentimetern muten für einen unausgebauten Dachraum gross an.

Bubendorf, Hauptstrasse 86. Beispiele der Schildverzierungen der giebelseitigen Fenster.

Die Fenster stammen alle aus der Bauzeit. Ihre Gewände aus Kalkstein bergen eine für das Baselbiet einmalige Verzierungsvielfalt. Jeweils dreiseitig mit einer einheitlichen, breiten Halbrundkehle versehen, besitzt jedes Fenster zwei verschiedene Schildverzierungen. Neben volutenartigen Blättchen und Schnörkeln finden sich Köpfe von Tieren und Fabelwesen. Die insgesamt zwölf unterschiedlichen Motive besitzen stilistisch auffallende Ähnlichkeiten mit Säulenkapitellen einer romanischen Krypta in Muralto, einem Vorort von Locarno. Die Fenster erinnern an einen Werkkatalog oder das Musterbuch eines Steinmetzen, der sein Repertoire von Gewändemotiven präsentieren wollte.

Ein weiterer spezieller Fensterbefund findet sich an der bachseitigen Trauffassade. Das einfache Fenster wurde nachträglich eingebaut. Die Gewände sind aus einem einstigen Mehrfachfenster zusammengesetzt. Die Rosettenzier datiert aufgrund typologischer Vergleiche in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Womöglich schmückte das Fenster einst die strassenseitige Hauptfassade, wäre dann aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die Fenster, wie sie aktuell noch im zweiten Obergeschoss erhalten sind, ersetzt worden. Leider verhinderte ein Zementputz die Beurteilung der aussagekräftigen Maueranschlüsse. Die Fenster des Erd- und ersten Obergeschosses stammen mit ihren Kunststeingewänden aus moderner Zeit.

Das Wohnhaus mit angebauter Ökonomie ist bereits 1680 auf dem Plan vom Geometer Meyer eingezeichnet. Sehr wahrscheinlich entstand das Gebäude aber bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bauarchäologische Untersuchungen des Hausinnern sollen hier Gewissheit geben. Die noch ausstehende Erforschung dürfte interessante spätgotische Befunde liefern.

Durchführung: Anita Springer, Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
November 2011

Fensterspolien mit Rosettenzier (links) und Gewände des 17. Jahrhunderts mit Volute und Steinmetzzeichen.

Oberwil, Bottmingerstrasse 74: der Zuchstierenhof

Oberwil, Bottmingerstrasse 74. Der 2011 abgerissenen «Gwidemhof», Blick nach Süden (Foto zVg).

Gewissermassen «über Nacht» wurde anfangs 2011 der im Besitz der Einwohnergemeinde befindliche «Gwidemhof» abgebrochen. Der Abbruch bedurfte keiner kantonalen Bewilligung und blieb daher unserer Behörde unbekannt. Einmal mehr ist auf diese Weise ein spannendes Gebäude unbeachtet zerstört worden. Eine Bauuntersuchung hätte in nur wenigen Tagen die Hausgeschichte und somit ein Stück Dorfgeschichte detailliert beleuchten können.

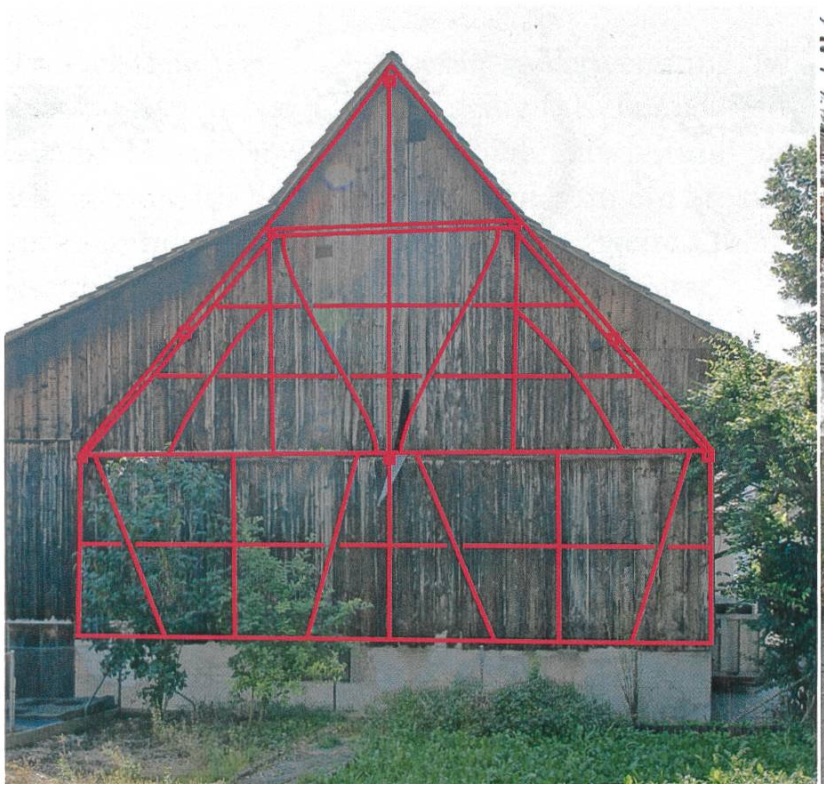
Immerhin lohnte sich die Begehung des dahinter liegenden, scheinbar modernen Scheunenbaus, der 2012 ebenfalls abgerissen werden soll. Unter der Hülle aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts verbirgt sich ein kompletter Eichen-Riegelbau, der gemäss Dendrochronologie aus dem Jahr 1696/97 stammt. Mit diesem Wissen scheint eine Datierung des steinernen Kernbaus vom davor liegenden Wohnhaus spätestens in die Zeit um 1700 wahrscheinlich. Die in Fachwerktechnik erfolgte Gebäudeerweiterung ist aufgrund von Vergleichen in die Anfänge des 18. Jahrhunderts zu setzen.

Zum frühneuzeitlichen Wirtschaftgebäude gehören vier der heute fünf Gebäudesegmente. Lediglich der Stall ganz im Osten ist eine neue Zutat, nachdem die Gemeinde den Hof mit Ökonomie 1915 zwecks

Unterbringung der Zuchtstiere erworben hatte. Die Anlage wurde fortan dem Zuchtstierhalter verpachtet. Die Haltung von Zuchtstieren und -ebern ist seit dem späten Mittelalter in Urkunden erwähnt. Die Tiere wurden häufig auf Pfarrmatten, den Besitztümern der Kirche, ab dem 17. und 18. Jahrhundert vermehrt auch auf Gemeindeland gehalten. Der für solches Land verwendete Begriff «Gwidem» findet sich speziell in der Region Basel.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel

Die Zuchtstierenscheune mit einer Fachwerkkonstruktion von 1696/97, Blick nach Südost beziehungsweise Nordost.



Hersberg, Dorfstrasse 10. Auf der Feldskizze von Georg Friedrich Meyer von 1680 ist der Olsbergerhof («des Buren Haus und Garten») als ziegelgedeckter Streckhof mit stirnseitiger Laube dargestellt. Diese wich 1748 einem Erweiterungsbau (Staatsarchiv Baselland).

Hersberg, Dorfstrasse 10: Untersuchungen im Olsbergerhof

Der Olsbergerhof wird im Zusammenhang mit einer Übergabe von Gütern und Rechten an das Kloster Olsberg bereits im 13. Jahrhundert erwähnt. Aufgrund der Quellen ist anzunehmen, dass das Dorf Hersberg aus diesem Hof hervorging. Das heutige Wohngebäude stammt aus dem 15./16. Jahrhundert. Das nördlich angebaute Ökonomiegebäude brannte um 1900 ab und wurde 1911 neu aufgebaut.

Das Gebäude war als Zehnthaus in Verwendung. Es besass einen grossen, zweigeteilten Keller, dessen östliche Hälfte ein Tonnengewölbe aufwies und als Fasslager diente. Nach der Erhöhung um ein Stockwerk irgendwann vor 1748 wurde das zweite Obergeschoss als Frucht- und Obstkammer genutzt.

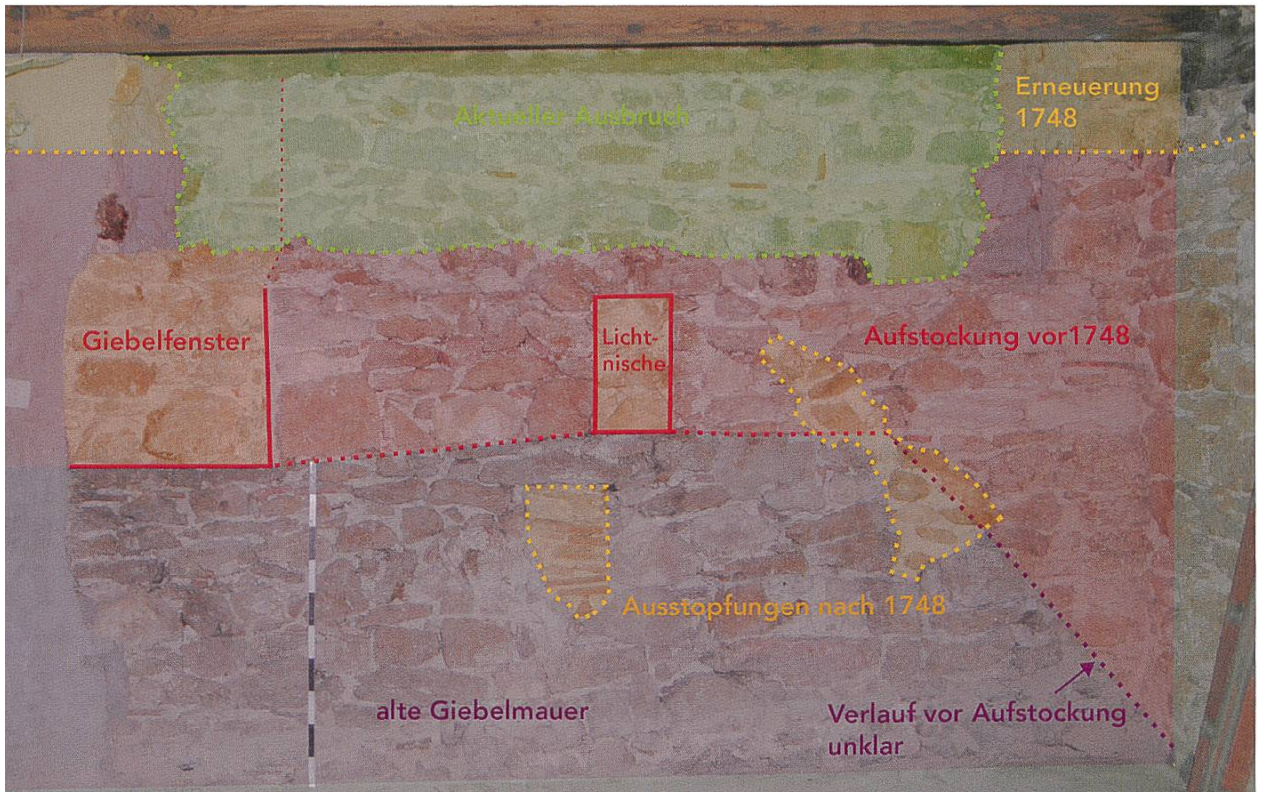
Im Rahmen eines baulichen Eingriffes im zweiten Obergeschoss ergab sich die Gelegenheit, dieses sowie den Keller etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Die Hoffnung, das Baudatum und die Aufstockung mittels Holzjahrringdatierung zu präzisieren, erfüllte sich leider nicht. Die mit der Aufstockung eingebauten Fenster aus Eichenholz waren Wiederverwendungen. Dafür liess sich das Dachwerk in den Winter 1747/48 datieren, was die überlieferte Erweiterung nach Süden bestätigt. Auch der Giebel sowie die südöstliche Fensterachse stammen aus letztgenanntem Jahr.

Die bauliche Entwicklung war lediglich an der ursprünglichen, südlichen Giebelmauer ablesbar, die

Ansicht des Olsbergerhofes, Blick nach Norden.

An der älteren Giebelmauer im Süden sind die Aufstockung mit Giebelfenster und Nische und die Erneuerung für den Dachstuhl erkennbar.

als Innenmauer bis heute erhalten geblieben ist: Links im Bild ist der älteste Mauerteil von Russ geschwärzt. Rechts – auf der Westseite – setzt die Aufstockung über der zuvor stellenweise abgebauten Giebelmauer an. In den neuen Mauerteil wurden ein grösseres Giebelfenster – möglicherweise befand sich südlich vom Giebel nach wie vor eine Laube – und eine schmale Lichtnische integriert. 1748 erfolgte eine Gebäudeerweiterung um eine Fensterachse nach Süden, die einen neuen Dachstuhl mit sich zog. Charakteristisch für diese Bauetappe ist die häufigere Verwendung von Baukeramik zum Ausgleichen der Mauerlagen und die um eine Balkenhöhe aufgemauerte Krone der Traufseiten.



Da alles erhalten bleibt, bietet sich vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt die Möglichkeit, die älteren Bauphasen genauer zu datieren. Das Gebäude steht unter kantonalem Schutz.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2011

Untersicht des Durchganges in der internen Kellermauer, möglicherweise spätmittelalterlich. Der eichene Türpfosten wurde zwecks Verbreiterung des Zugangs in den Gewölbekeller nach aussen versetzt. Die Vertiefung im Sturzbalken ermöglichte das Einschieben der Türangel. Ein durchgeschobener Holznagel fixierte diese.

Gelterkinden, Tecknauerstrasse 17. Die Stube im Erdgeschoss mit Wand- und Deckentäfer.

Gelterkinden, Tecknauerstrasse 17: Einblick in die «gute Stube»

Das Haus an der Tecknauerstrasse 17 in Gelterkinden dürfte aufgrund von Bauinschriften in seinen Grundstrukturen in den Jahren 1564 bis 1572 entstanden sein. Es gehört damit zu mindestens einem Dutzend Steingebäuden aus dem 16. Jahrhundert, deren Baubestand heute aufgrund von Dendrochronologie, Bauinschriften oder Urkunden im Dorfkern noch nachweisbar ist. Da Gelterkinden früh eine Zentrumsfunktion in der 1461 von Basel erworbenen Landvogtei Farnsburg einnahm, entwickelte sich der Ort rasch zu einer ansehnlichen Siedlung mit vorherrschender Steinbauweise. Nach jahrelangem Leerstand ging das Untersuchungsobjekt in die Hände einer Privatperson über, die sich im Bereich der Baselbieter Baukultur stark engagiert. Damit war der sorgfältige Umgang mit der Substanz gewährleistet.

Im Jahr 1700 wurde der Wohnteil des Gebäudes mehrheitlich neu aufgebaut. Aus dieser Bauphase stammen noch die Grundrissstrukturen des Erd- und ersten Obergeschosses. So war das Parterre mit seitlichem Gang, strassenseitiger Stube und rückwärtiger Küche ausgestattet. Der erste Stock besass zumindest eine entsprechende Quermauer. 1729 war der anschliessende Wirtschaftsbau fertig gestellt. Der Grossteil der aktuellen Innenausstattung dieses typischen Baselbieter Bauernhauses stammt indes aus dem späteren 18. und dem frühen 19. Jahrhundert. In den Jahren 1790–1792 erfuhr das Wohnhaus nämlich einen ersten bemerkenswerten Umbau,

Der Ofen mit uni grünen Kacheln von 1790. Der untere Teil der Ofenbank datiert ins Jahr 1828.

dessen Eingriffe bis heute als wichtige Gestaltungselemente Bestand haben. Dank Farbuntersuchungen, stilistischer Vergleiche von Zierleisten und Tapeten, Beobachtungen baulicher Abfolgen und der Konsultation alter Rechnungen und Brandlagerakten ist es möglich, die Innenausstattung der Wohnzimmer ab 1790 ansatzweise zu rekonstruieren.

Die Stube im ersten Obergeschoss mit Stellwändchen von 1907.

Ende des 18. Jahrhunderts betrat man vom Hausgang aus eine neu holzsichtig vertäferte Stube. Im hinteren Bereich trennte eine Bretterwand entsprechend der heutigen eine zehn Quadratmeter grosse Nebenstube ab. Das bis an die Decke reichende Wandtäfer ist immer noch mit mehreren Schränkchen ausgestattet. Das Deckentäfer mit flach profilierten Zierleisten besteht aus langen Feldern, die den ganzen Raum überspannen. Die teils mit Ölfirnissen behandelten Holzelemente könnten bis um 1850 naturbelassen geblieben sein. Man wollte die Natürlichkeit des Baumaterials beibehalten und es nicht durch einen farbigen Anstrich entmaterialisieren.

Von 1790 stammt auch der in der Ecke stehende grosse Ofen mit flachen, meerblauen Blattkacheln und getreppter Sitzkunst. 1807 wurde weiter investiert, so dass im Brandlagerbuch sogar eine Schatzungszunahme verzeichnet ist. Das erste Obergeschoss wurde aufgewertet und ausgebaut. Man leistete sich den heute noch stehenden, grossen Stubenofen mit grünen, patronierten Blattkacheln und Kranz-Gesimskacheln mit brauner Laufglasur, gesetzt von «s'Hafnersjokeb» – dem Läufelfinger

Hafner Hansjakob Strub. Dieser gehörte zur Hafnerfamilie Strub, die 1790 und 1850 das Zentrum der Oberbaselbieter Kachelproduktion bildete. An der Hausrückseite kam eine Laube zu stehen, die das Anheben des Daches und das Aufmauern eines Kniestockes zu Folge hatte.

Während andere Baselbieter Gemeinden um 1800 stark unter der aggressiven französischen Wirtschaftspolitik gegen die Abnehmerländer der Basler Seidenbänder zu leiden hatten, scheint man im baseltreuen Gelterkinden von den starken Einbussen wenig gespürt zu haben. 1805 entstand das im Westen anschliessende Wohnhaus, ein Jahr später das an die Scheune stossende Nachbargebäude im Osten.

Die Ofenbank des Erdgeschosses hat man bei einem Besitzerwechsel 1828 teilweise erneuert. Möglicherweise erfolgte damals auch die Umgestaltung der Fassade mit der Vergrösserung der Fenster. Die für das Baselbiet bis in die 1820er Jahre typischen Stichbogen im Stil des «verspäteten deutschen Barocks» und die Kreuzstockfenster mit flachköpfigen Eckbändern datieren den Vorgang nämlich in die 1820er/30er Jahre. Spätestens mit der Vergrösserung der Fenster waren optimale Voraussetzungen für die Arbeit an einer Bändelmühle in der 20 Quadratmeter grossen Stube des Erdgeschosses und dem darüberliegenden Raum gegeben. Da ein Webstuhl zwischen 6 und 15 Quadratmetern Fläche beanspruchte,

Die Nebenstube mit Kreuzstockfenstern im Erdgeschoss, wie sie wohl ab 1923 aussah.

ist pro Geschoss mit mindestens einem Stuhl zu rechnen. Daneben war jeweils noch etwas Platz für einen Tisch mit Stühlen oder ein Buffet. Eine Kellerstütze und ein Unterzug zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss halfen, das Gewicht der etwa 1,5 Tonnen schweren «Möbel» abzufangen.

Das Kirschenfries am Täfer der Stube im erstes Obergeschoss stammt wohl aus den 1930er Jahren.

Waren es in den 1790er Jahren noch lediglich 59, so ratterten um 1830 in Gelterkinden bereits um die 200 Webstühle. Die markante Zunahme ist durch den wachsenden wirtschaftlichen Liberalismus und die aufkommende Biedermeier-Mode mit Schleifen und Maschen zu erklären. In der gleichen Zeit setzt zumindest bei der Besitzerfamilie Hemmig ein Ausbau der Wirtschaftsgebäude ein. Ob die definitive Aufhebung des Flurzwanges den Ausschlag gegeben hat oder die Unsicherheit, wie sich die Kantonstrennung auf die Auftragslage in der Bandweberei auswirken würde, ist unklar. Jedenfalls wurden 1836 der Ökonomieteil aufgestockt und 1845 hinter dem Haus Scheune und Stallung errichtet.

Der Besitzer Martin Hemmig wird noch bis 1852 als Alleinbesitzer und Landmann aufgeführt. Die Grösse des Landbesitzes ist unbekannt. Anschliessend beherbergte das Gebäude zumindest teilzeitig zwei Parteien der Familie (1852–1859, 1888–1903). Ab dann erfolgten diverse unbestimmbare Reparaturen, und die Wohnräume erfuhren nach dem Zeitgeist rasch wechselnde Ausgestaltungen. So dürften Stubentäferung im Erdgeschoss inklusive hochbarocke

Türblätter und Trennwand zur Nebenstube etwa zwischen 1850 bis 1860 einen hellen, ockerfarbigen Anstrich erhalten haben. Die Nebenstube erhielt in dieser Zeit eine erste Tapete mit braun gefärbtem Papierfonds und weissen und braunen Blütenmotiven. Die dazugehörende Deckenbordüre besass einen roten Velourbesatz neben einem ultramarinblauen Wellenband. Die Bordüre lässt sich grob in die 1840er bis 1860er Jahre datieren. Diese Tapete wurde zwischen 1870 und 1890 durch eine neue mit rosa-beigem Fond und hellen Rhomben mit Blumenbouquets überklebt. Die dazugehörende Fussbordüre war braun mit gelben Blättchen. Braun war bis in die 1890er Jahre sehr in Mode.

Bis in die 1880er wird der Bewohner Johann Hemmig als Posamenter aufgeführt. Als die Bandstühle gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Abschwung der Heimweberei zunehmend aus den Bauernstuben verschwanden, wurden über die ausgetretenen Böden neue Dielen verlegt. Möglicherweise erhielt in diesem Zusammenhang die Stube im Erdgeschoss einen Anstrich in hellem Grau. Zwei der drei Fensterbrüstungen im Parterre wurden mit Schubladen versehen und passend gestrichen. Über dem Anstrich folgte eine Tapete mit gräulichem Papier. Ein flächiges, weisses Punktmuster diente als Hintergrund für weisse und braune Beerenzweiglein und abstrahierte Blätter. Fuss- und Deckenbordüren unterschieden sich, trugen aber beide Blumenmotive in Braun- und Blautönen.

In der Nebenkammer im ersten Obergeschoss fanden sich fünf Tapetenlagen.

In der Nebenstube des Erdgeschosses gab es bis zu sechs Lagen Tapete: hier diverse Fussbordüren.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurde die Nebenstube von einer bräunlich grauen Kammer in ein leuchtenfarbiges Jugendstilzimmer verwandelt. Ein hellblauer Untergrund trug grüne und beige Pflanzenmotive, reich mit Bronze konturiert. Möglicherweise war die Farbigkeit schnell verleidet, denn bald kehrte man zur bräunlichen Tapete mit weissen und grauen Blümchen zurück. Sie war über einem Stoffgewebe aufgebracht. Wohl 1923 folgte darüber zumindest im Sockelbereich und an der Decke die aktuelle grüne Farbfassung entsprechend der danebenliegenden Stube. Anschliessend kommt Grün aus der Mode. Die letzte Tapete im Stil des Art Déco wurde wahrscheinlich damals aufgezogen.

Die Veränderungen im ersten Obergeschoss sind schwieriger nachzuvollziehen. Die Gestaltung stammt aus der Zeit um 1900. Mit der stetigen Erweiterung der Ökonomiegebäude waren die Hemmigs gut auf den Niedergang der Posamenterei vorbereitet. Indem sie die Landwirtschaft intensivierten, konnten sie auf die Zusatzeinnahmen der Posamenterei verzichten.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Farbuntersuchungen: Buess AG, Gelterkinden
Mai 2011

links:
Freilegung der Tapeten in der Nebenstube des Erdgeschosses durch Stefan Buess.

rechts:
Der Ofen vom «Hafnersjokeb» mit scherenschnittartigem Nelkenmuster. An der Wand entsprechende Fliesen in Brauntönen. Die Kunst stammt aus der Zeit um 1900.

Biel-Benken, Strehlgasse 2. Blick auf die gassenseitige Fassade und die gemauerte, westliche Giebelseite des Untersuchungsobjekts, nach Südost.

Biel-Benken, Strehlgasse 2: ein Flick-Fachwerk

Dank dem Hinweis einer Privatperson wurden wir auf das kleine Bauernhaus an der hinteren Gasse zwischen der Bieler Hauptstrasse und dem Birsig aufmerksam und konnten es vor dessen Umbau bauarchäologisch untersuchen. Auf den ersten Blick schien es sich um ein steinernes Wohnhaus mit angefügter Ökonomie in Riegelbauweise zu handeln. Die tiefe Parzellennummer liess eine frühe Überbauung des Platzes vermuten. Und tatsächlich findet sich an besagter Stelle bereits auf dem Dorfplan von Georg Friedrich Meyer von 1678 ein traufständiges Gebäude unbekannter Bauart.

Bereits beim Eintreten zeigte sich, dass der Wohnbereich in Mischbauweise errichtet war. Massives Mauerwerk fand sich abgesehen von der 80 Zentimeter dicken Giebelfassade nur im Erdgeschoss über zwei Drittel der anschliessenden, strassenseitigen Traufseite. Im östlichsten Drittel, dem unterkellerten Gebäudeteil, auf der Rückseite und ab dem ersten Obergeschoss war das Haus in Fachwerk aufgeführt. Offenbar wurde das ursprüngliche Steingebäude einst grosszügig mit Fachwerkelementen repariert. Dies erfolgte ausschliesslich mit wiederverwendeten Bauhölzern unbekannter Herkunft, wie das Gemisch von Holzarten, Baustilen und Konstruktionen zeigt. Stilistische Vergleiche oder die Dendrochronologie waren für die Auswertung dieses Sammelsuriums unnütz. Das Haus erfuhr

Giebelinnenseite des Wirtschaftsteiles, datiert 1759 (?): Spaltholzgeflecht in Eichenfachwerk, nur aussen verputzt.

zudem später weitere bauliche Veränderungen, worauf etwa die unterschiedlichsten Ausfachungen hinwiesen. Im Jahr 1759 – gemäss Bauinschrift am Tenntor – wurde die aktuelle Ökonomie inklusive Zwischengiebel zum Wohnhaus aufgestellt und die ganze Liegenschaft mit dem aktuellen Dachstuhl überdeckt.

Zugband (1) der Flugpfetten-Strebe (2) aus Eiche, in den Eckständer (3) überblattet, datiert 1759 (?). Blick nach Nordwest.

Biel gelangte wie Benken, Binningen und Bottmingen zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den Besitz der Stadt Basel und wurde dem Amt Münchenstein angegliedert. Das hatte zur Folge, dass sich die Bauweise und somit auch das Siedlungsbild gegenüber den umliegenden fürstbischöflichen Gebieten, die architektonisch weiterhin stark von der Sundgauer Bautradition geprägt waren, langsam wandelten. Die städtischen Bauvorschriften verlangten zwecks Einschränkung des Holzverbrauchs und von Feuersbrünsten massive Bauweisen mit Ziegeldeckung und steinernen Mauern. So datieren heute die wenigen noch erhaltenen Riegelbauten obiger Gemeinden spätestens in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie besitzen zudem häufig gemauerte Erdgeschosse.

Die Bauherrschaft des vorliegenden Untersuchungsobjektes scheint sich die städtischen Brandschutzvorschriften und das Holzsparen zu Herzen

>

Standort der Räucherkammer im ersten Obergeschoss, über der im Erdgeschloss liegenden Herdstelle.

genommen zu haben, wenn auch in einer etwas eigenständigen Art. Zudem ist bemerkenswert, dass der Wirtschaftsbau in der so genannten älteren Abbundtechnik mit geschossübergreifenden Ständern erstellt wurde, nach Bauinschrift aber erst ins Jahr 1759 datieren soll. Altertümlich muten hier auch der nur einfach geführte Brustriegel und die überblatteten Zugbänder an. Eventuell war um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwar wieder genügend Bauholz und Kapital, aber weiterhin nur das Wissen über die alte Abbundtechnik vorhanden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Mai 2011

Sickerschacht beim externen Kellerabgang.

Sissach, Kienberg. Die Feldscheune mit hangseitiger Einfahrt. Blick nach Südwesten Richtung Sissach (im Hintergrund).

Sissach, Kienberg: Feldscheune mit Milchkeller

Die optisch markante Feldscheune liegt etwas nördlich des Kienbergerhofes am Südhang unterhalb der Ruine Bischofstein, auf 465 Metern über Meer. Ein bevorstehender Umbau und ihre mysteriöse Geschichte führten zu einer vorgängigen Untersuchung.

Aus der Sissacher Heimatkunde entnehmen wir, dass die heutige Feldscheune ein Überrest des einstigen Gehöfts «Stutz» darstelle, das am 29./30. April 1865 niederbrannte. Der Hof ist in den 1780er Jahren erstmals erwähnt, die Flur «uff dem stutz» seit 1446 bekannt. Es geht das Gerücht um, ein damaliger Bewohner habe den Hof angesteckt und sich daraufhin das Leben genommen. Tatsächlich vermerken die Brandversicherungsakten, das die Behausung auf Stutz «ganz verbrannt» sei. Der im folgenden Jahr erfolgte Neubau wird als «Scheune, Stall mit Einfahrt, Gewölbekeller, Schopf, Stein, Ziegeldach, unausgebaut» verzeichnet. Sein Rafendach fällt mit einer für eine Ziegeldeckung eher zu flachen Neigung von lediglich 34° auf. Nur unmerklich steiler ähnelt es den Bauernhäusern des Hochjuras. Fünfzehn Jahre später wurde das etwas weiter unten gelegene «Futterhaus mit Stall» mit Wohnräumen und einer Einfahrt zum neuen Stutz-Hof ausgebaut.

Der Gewölbekeller mit hangseitigem Lüftungsschacht. Links ist eines der Nordfenster zu erkennen.

Die Laibung des Tores besteht vorwiegend aus Kalksteinspolien unterschiedlichster Bearbeitung.

Die Maueruntersuchung ergab, dass die Feldscheune in ihrer jetzigen Form ein Jahr nach der Brandkatastrophe in einem Zug erbaut worden ist. Die auffallend vielen brandgeröteten Kalkbruchsteine und Ziegelbruchstücke verteilen sich regelmässig über die ganze Gebäudehülle. An der talseitigen Giebelfassade sind im Abstand von rund 2,5 Metern vier Lagen von Gerüstbalkenlöchern mit Baukeramik vermauert und gut ablesbar. Lediglich eine unter Zementputz liegende Flickstelle an der talseitigen Giebelfassade sowie eine schlitzfenstergrosse Nische auf einem etwas ungewöhnlichen Niveau zwischen Stall und Heuboden könnten darauf hinweisen, dass ältere Mauerreste integriert worden wären. In einem Sondierschnitt im hangseitigen, oberen Wagenpark findet sich wenig Baukeramik und Holzkohle. Im talseitigen Gewölbekeller fehlt hingegen ein Niveau mit Brandschutt, was auf ein nach dem Brand grosszügig erfolgtes Abgraben des Hanges hinweisen dürfte. Nach dem Hangverlauf zu schliessen könnte der ursprüngliche Hof im anschliessenden, etwas flacheren Gelände weiter oben oder daneben gestanden haben. Zusätzliche Bodensondierungen könnten hier Aufschlüsse liefern.

Erwähnenswert ist der als Milchkeller zu interpretierende Keller mit Tonnengewölbe. Die zwei nordseitigen Fenster und eine bodennahe, mit Ziegeln zugestopfte mögliche Öffnung sorgten für kühle

Frischluft. Zwei nach oben abgehende Lüftungsschächte ermöglichten eine gute Luftzirkulation. Das konstante, kühl-feuchte Raumklima bot ideale Voraussetzungen für die Milchlagerung und ersparte den täglichen Transport hinunter ins ein Kilometer entfernte Dorf. Die weiter oben gelegene Flur «Chienbergbrunnen» lässt einstige Matten vermuten. Zwischen den für die Region typischen Obstbäumen liess sich Gras für die Stallfütterung gewinnen. Der grosszügige Heustock weist auf intensive Graswirtschaft hin.

Eine der unbeantworteten Fragen betrifft die Herkunft der unzähligen Buntsandsteine, die als Eckquader oder als Bruchstücke im Mauerwerk verbaut wurden. Die Spolien weisen unterschiedlichste Farbtöne und Bearbeitungsspuren auf. Handelt es sich um wiederverwendetes Baumaterial der 870 Meter entfernt liegenden Burgruine Bischofstein, die beim grossen Erdbeben von Basel 1356 zerstört wurde? Anscheinend stammen Gewändeteile der Stallfenster des zum benachbarten Hof Isleten gehörenden Feldstalls aus dem Burgschutt. Wahrscheinlicher scheint aber, dass das Material für den Bau des ersten Stutz-Hofes aus dem Dorf zusammengetragen wurde.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
November 2011

Im Eckquaderverband sind mehrheitlich Spolien aus Sandstein vermauert.

Liestal, Brunnwegli 1 und 3: eine verschwundene Häuserzeile

Der Strassenzug entlang des kleinen Orisbaches im Nordwesten der alten Stadtbefestigung von Liestal erinnert heute, nach dem Abbruch der zwei langgestreckten Liegenschaften, an die Situation vor der Bebauung dieses Areals im späteren 18. Jahrhundert. Unscheinbare Reste der spätestens im 17. Jahrhundert errichteten Hangstützmauer stehen als Relikt des dahinter kultivierten Rebbaus, der bis ins 19. Jahrhundert für viele Kleinbauern und Kleinhandwerker Liestals lebenswichtig war. Ein Gefälle von knapp vier Metern Höhenunterschied prägt auch heute noch den Bereich zwischen Stadtmauer und einstigem Rebberg.

Dieser Hang war mit zwei kleinen Wasserläufen, der im eigentlichen Stadtgraben fliessenden Schleifewuhr und dem am Hangfuss verlaufenden Orisbach, topografisch gestaltet. Im Zuge der allmählichen Stadtentfestigung entstand auf dem Geländestreifen entlang der Rebmauer eine schmale Häuserzeile. Die Gebäude lieferten bescheidene Wohnverhältnisse für diverse Handwerker, darun-

Liestal, Brunnwegli 1 und 3. Bericht in der Basler Zeitung über den Abriss der Häuser.

basel.land. BaZ | Dienstag, 25. Januar 2011 | Seite 28

Archäologische Blitzaktion im Stedtli

Liestal. Letzte bauliche Reste des alten Rebgartens müssen neuer Überbauung weichen

STEFAN GYR

Überraschend sind die baufälligen Liegenschaften am Brunnwegli abgerissen worden. Liestal verliert damit die Erinnerung an den einst blühenden Rebbau. Wann der dort geplante Wohn- und Geschäftskomplex gebaut wird, ist noch offen.

Innerhalb weniger Tage sind in der vergangenen Woche die langgestreckten Gebäude Nummer 1 und 3 am Brunnwegli dem Erdboden gleichgemacht worden. Die Grundeigentümerin, die Rebhaus AG mit Sitz in Liestal, habe die baufälligen Liegenschaften aus Sicherheitsgründen abreissen lassen, erklärt Martin Hofer, Leiter des Liestaler Stadtbauamts. Es habe Einsturzgefahr bestanden.

Die Archäologie Baselland wurde vom Abbruch der Häuser überrascht. «Per Zufall» habe sie davon erfahren und in einer Blitzaktion eine bauarchäologische Untersuchung durchgeführt, teilt die Archäologie Baselland mit. Denn Liestal verliere nun auch den letzten baulichen Rest des frühneuzeitlichen Rebgartens beim Stedtli.

SIEBEN STOCKWERKE. Nach Angaben der Archäologie Baselland blühte in Liestal der Rebbau vom Mittelalter bis in 19. Jahrhundert hinein. Der jetzt verschwundene Rebgarten erstreckte sich einst entlang dem Orisbach weiter bis zur heutigen Rebgasse. Die markante Umfassungsmauer stützte den Hang und diente den später angebauten Wohn- und Wirtschaftsbauten als Rückwand. Der älteste Gebäudeteil, den die Archäologen entdeckten, wurde vor mehr als 200 Jahren gebaut. Der ebenerdige Keller auf der Hangseite diente der Lagerung von Fässern. Bis ins 20. Jahrhundert wuchs die Überbauung bachabwärts.

Wo bis vor wenigen Tagen die alte Häuserzeile stand, will die Rebhaus AG ein Gebäude mit sieben Stockwerken errichten. Das benachbarte Bankgebäude an der Rheinstrasse, das heute Filialen der Credit Suisse und der Axa-Winterthur-Versicherung beherbergt, will sie durch einen drei- bis viergeschossigen Neubau ersetzen. Auf dem Areal zwischen der Rheinstrasse und der Rebgasse möchte die Rebhaus AG damit 2500 Quadratmeter Dienstleistungs- und 3500 Quadratmeter Wohnfläche unterbringen.

Der Quartierplan für die neue Wohn- und Geschäftsüberbauung mit Einstellhalle wurde im Mai 2008 vom Liestaler Einwohnerrat abgesegnet und im vergangenen Dezember auch vom Baselbieter Regierungsrat genehmigt. Das Baugesuch für die neue Rebgarten-Überbauung wurde aber bis heute noch nicht eingereicht. Denn im Einwohnerrat steht noch der Entscheid über die finanzielle Beteiligung der Stadt an der Einstellhalle aus. Von den 170 Parkplätzen soll die Hälfte der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden.

MILLIONENBEITRAG. Der Stadtrat schlägt vor, der Rebhaus AG 1,775 Millionen Franken zu überweisen: 1,275 Millionen für die öffentlichen Parkplätze und 500 000 Franken für die Parkhauseinrichtung und den direkten Zugang zur Altstadt. Begründung: Liestal brauche zusätzliche zentrumsnahe Parkplätze, um die Attraktivität der Altstadt als Wohn-, Arbeits- und Einkaufsort zu erhalten und zu steigern.

Ob der Einwohnerrat den Beitrag an das Rebgarten-Parking bewilligt, ist unklar. Als das Stadtparlament im vergangenen Dezember die Vorlage des Stadtrats zur Vorberatung an die Finanzkommission überwies, wurden sowohl auf der linken als auch auf der bürgerlichen Seite kritische Stimmen laut. Die SVP-Fraktion warf die Frage auf, ob Steuerzahler von Liestal tatsächlich 85 Parkplätze finanzieren sollen, die sich nicht in unmittelbarer Nähe der Altstadt befinden.

Akute Einsturzgefahr. Abbrucharbeiten an der Häuserzeile am Brunnwegli, festgehalten von der Archäologie Baselland.

kurz & buess

Mit und ohne Porto

URS BUESS

Ist eigentlich, was gratis ist, auch etwas wert? Nein, wir reden jetzt nicht von Gratiszeitungen, sondern vom Stimmrecht. Vom Stimm- und Wahlrecht. Schweizer Bürgerinnen und Bürger können sich vier- bis sechsmal pro Jahr zu allen möglichen Dingen an der Urne äussern, und alle paar Jahre mal den Gemeinde- und mal einen anderen Rat wählen. Gratis. Und weil das Stimmen und Wählen umsonst ist, ist es vielen offenbar nichts wert. Meist nehmen nicht einmal die Hälfte der Berechtigten ihr Recht wahr. Ab nächster Abstimmung vom 13. Februar schliesst sich auch der Gemeinderat Birsfelden, allerdings eher aus Spargründen, jenen Gemeinden an, die fürs briefliche Abstimmen etwas verlangen – nämlich das Porto für das Stimmcouvert. Nun ist es nicht mehr umsonst wie in einigen anderen Gemeinden. Es herrscht das reine Durcheinander im Baselbiet: Hier kostet es etwas, über die kantonalen Theatersubventionen abzustimmen oder über die eidgenössische Waffenschutz-Initiative. Dort nichts. Ist das Rechtsgleichheit? Und: Was geschieht mit jenen Couverts, die unfrankiert eingeworfen werden? Aus purer Gewohnheit? Sind die ungültig? Während sie in einer anderen Gemeinde gültig sind?

nachrichten

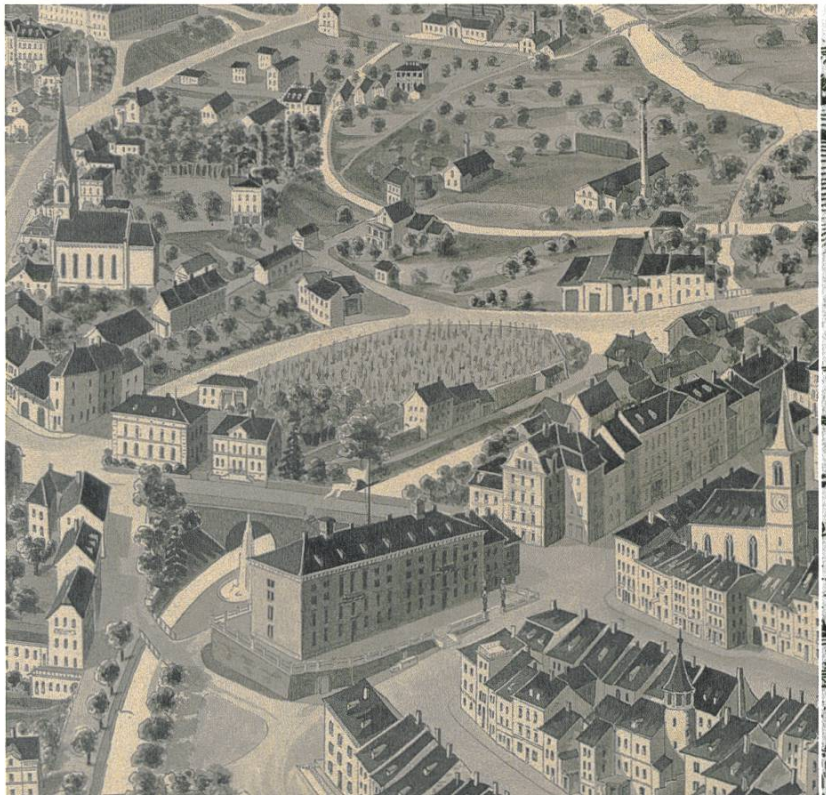
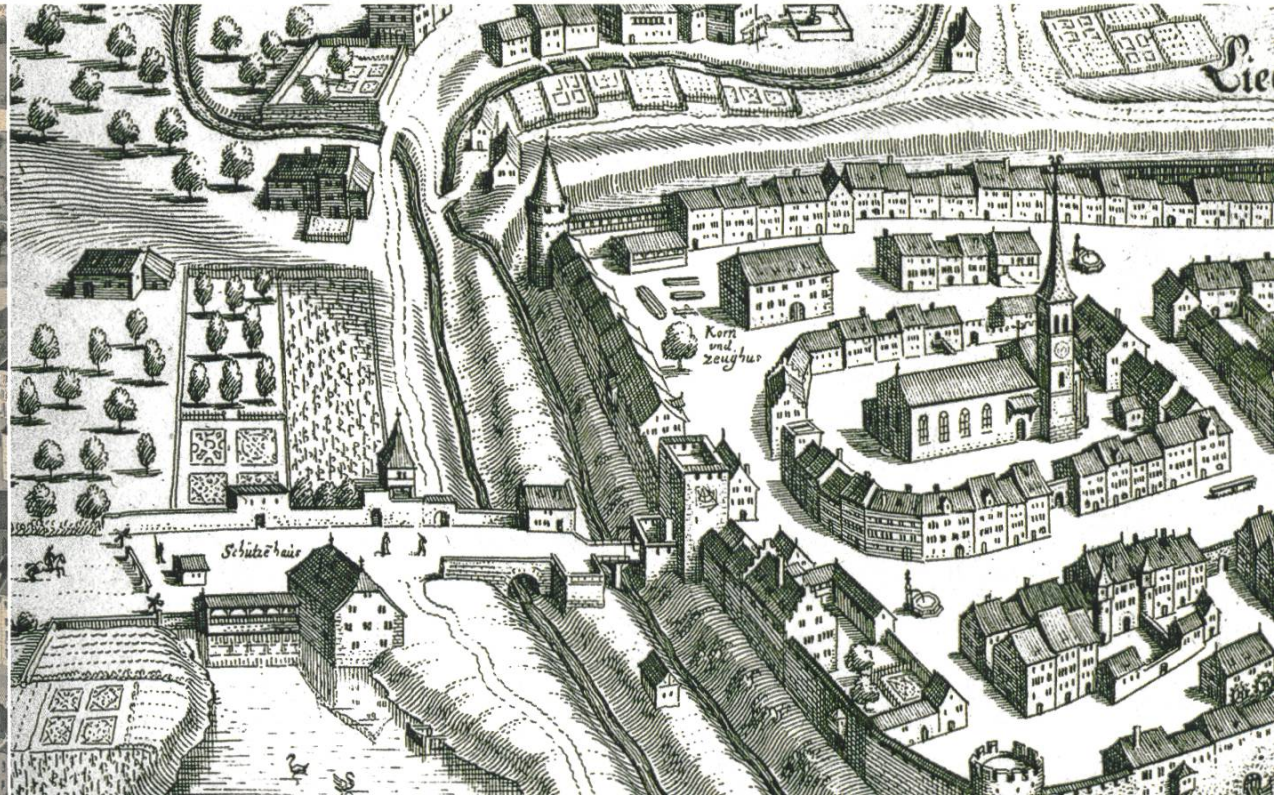
Rekord-Versammlung endet mit Eklat

HÖLSTEIN. Nach zehn Minuten brach die Hölsteiner Präsidentin Anita Schweizer gestern Abend die von gegen 300 Personen besuchte Gemeindeversammlung ab. Dies nachdem ein Votant moniert hatte, die Versammlung könne nicht ordnungsgemäss über eine beantragte Zonenplanänderung befinden, weil nicht rechtzeitig eingeladen worden sei, und eine Frau mit Stimmrechtsbeschwerde gedroht hatte. hi

>

Der Rebberg nördlich der Altstadt im Ausschnitt einer Sepiazeichnung von L. Wagner, 1884 (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung).

ter einen Wegmacher, Kaminfeger, Metzger und Schreiner, und sie erfuhren viele Handänderungen und nicht mehr nachvollziehbare Umbauten. In drei Stockwerken à zwei Zimmern wohnten teilweise drei Familien. Urs Plattner, aus einer der unzähligen Bäckerfamilien von Liestal, betrieb hier in den Jahren 1838–1859 sogar eine Backstube. Neben ebenerdigen Kellern für die Lagerung von Fässern zeugten Ställe und Heubühnen von nebengewerblich betriebener Landwirtschaft. Nun sind die Häuser verschwunden und mit ihnen ein Stück schillernder Liestaler Stadtgeschichte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer

In der Stadtansicht von Merian (1642) ist das Gelände vor dem Stadtgraben noch unüberbaut und mit Reben bepflanzt.